

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit dem illustrierten Unterhaltungsblatt.

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Abends außer Sonntag mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Weißbergergasse 64, durch die Post und durch Colporteurs zu beziehen. Preis vierteljährlich 3,10 Mk., pro Woche 25 Pf. Postzeitungsliste Nr. 6683.

Insertionsgebühr beträgt für die fünfgespaltene Zeile oder deren Raum 20 Pfennige, für Vereins- und Versammlungsanzeigen 10 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 56.

Breslau, Dienstag, 7. März 1893.

4. Jahrgang.

Stupidität und Einsicht bei den Deutschfreisinnigen.

B. G. Welch' eine colossale Dummheit die Deutschfreisinnigen mit ihren großen Zukunftsstaats-Debatten begangen haben, das gesteht wenigstens einer von ihnen, anerkanntermaßen einer der geschicktesten und socialpolitisch Unterrichteten, der Herausgeber der „Nation“, der Abgeordnete Dr. Barth, ein und gesteht es offen zu. Wir haben schon Verschiedenes, was auf diese Einsicht schließen ließ, mitgeteilt. In diesen Tagen hat er noch in einer Versammlung des fortschrittlichen Vereins der Potsdamer Vorstadt zu Berlin geäußert, daß es viel zweckmäßiger sei, jetzt den Kampf nicht gegen die Socialdemokraten zu richten und nur nach rechts hin zu führen. Die Gefahren, die von der Reaction drohen, die Verschlechterung der Gesetze, die Vertheuerung des Lebensunterhaltes, die Beschränkungen der persönlichen Freiheit seien bedrohlich in die nächste Nähe gerückt, daher sei es Aufgabe der freisinnigen Partei, das Mißtrauen, das breite Schichten der Arbeiterbevölkerung gegen das besitzende Bürgerthum erfüllt, zu beseitigen. Dies aber könne nicht durch schöne Worte, durch tönende Redeturmire erreicht werden, sondern nur durch die That. Durch die Thaten müsse den Arbeitern bewiesen werden, daß das gesammte Bürgerthum die gleichen Interessen habe und sie unbeirrt befolgen müsse. Und Dr. Barth schloß seine Rede mit den zündenden Worten: „Die Reaction, oder genauer ausgedrückt, das preussische Junkerthum, das ist der Feind!“

Diese Worte des Dr. Barth, die von der „Frankfurter Zeitung“, welche von socialpolitischen Sachen auch etwas versteht, als höchst verständig gebilligt werden,

erzielten bei der Fortschrittsversammlung den lebhaftesten Beifall. Hätte der Geist Eugen Richters unter den Leuten gewaltet, so wäre statt des Beifalles lärmendes Mißfallen zu Tage getreten, denn Eugen Richter erkennt den socialdemokratischen Forderungen bekanntlich auch nicht einmal den geringsten berechtigten Kern zu. Er ist vielmehr im Stande, mit dem Ultramontanen Bachem und dem conservativen protestantischen Muder-Stöcker in trautem Vereine gegen die Socialdemokratie tagelang seine Zukunftsstaats-Faseln loszulassen.

Dr. Barth hat sich durch die Erfahrungen des englischen Unternehmertums belehren lassen und plaidirt auf das Allerdringste für Verminderung der Arbeitszeit und für Erhöhung der Arbeitslöhne, weil allein dadurch die Arbeitsleistung erheblich gesteigert werden kann und dem Interesse der Unternehmer auf diese Weise am besten gebient wird.

Eugen Richter und seine Trabanten, vor allem auch die ihm blind und kumpfsinnig nachtretenden und nachbetenden Pressorgane, wie die „Breslauer Morgenztg.“, haben davon keine Ahnung und wollen davon auch Nichts wissen. Sie keifen nur zur Freude der Reaction, des ärgsten Feindes, den auch der Deutschfreisinn hat, zur größten Ehre des preussischen Junkerthums, dessen Ehre im unrechtmäßigen Profit aufgeht, wider die Vertreter der Arbeiterschaft.

Aber nun sollten sie doch endlich lernen; sie sollten und müßten doch die „Nation“ lesen und aus Prof. Lujo Brentano's Werken und aus denen seiner Schüler, der Dr. Schulze von Gvernitz, Professor Herkner u. s. w. endlich lernen, was die englischen Industriellen seit nun bald einem Vierteljahrhundert wissen, daß es für den liberalen Flügel der capitalistischen Parteien absolut nichts Geschickteres giebt, als den Arbeitern so sehr wie nur irgend möglich in ihren Bestrebungen,

ihre Lage zu verbessern, ihren Geist zu erziehen, entgegen zu kommen.

Das Ende der Capitalistenwelt kann damit freilich nicht abgewendet werden. Aber daß dieses Ende nicht gar so plötzlich und gewaltsam hereinbricht und daß es nicht etwa eine politische und wirtschaftlich Reaction cultur-gefährlichster Art herausbeschwört, wenn auch nur auf eine kurze Uebergangszeit, das ist durch ein kluges, socialpolitisches Benehmen der bürgerlichen Parteien zu erzielen.

Mit Dr. Barth und Genossen läßt sich reden. Wann wird die „Bresl. Morgenztg.“ zu deren sich gesellen, mit denen zu reden sich lohnt?

Politische Rundschau. Deutschland.

Als in der Reichstags-Sitzung vom 21. Februar der Abgeordnete Bebel den „Fall Schiff“ zur Sprache brachte, versuchte der Abgeordnete Ziesen Zweifel zu erregen, daß der Rheder Schiff an einen seiner Capitane einen Brief geschrieben haben könne, in dem er sich selbst so bloßstelle. Herr Ziesen bezeichnete den Schiff als einen sehr tüchtigen und intelligenten Geschäftsmann, dem man eine solche „Dummheit“ nicht zutrauen könne. Genossen Bebel ist nunmehr, wie der „Vorwärts“ mittheilt, die wortgetreue Abschrift des Briefes zugegangen, den Schiff am 14. Januar 1888 an einen seiner Capitane schrieb. Der einzige Irrthum, der in der Angelegenheit mit Schiff unierließ, betraf danach das Jahr des Ereignisses. Man nahm an, daß die beiden Schiffe mit ihrer Mannschaft im Jahre 1892 untergegangen seien, während dies schon im Jahre 1888 geschah. Danach lautet die entscheidende Stelle: „„Guzo“ und „Rebecca“ (zwei Schiffe) habe ich total

Feuilleton.

Die Tochter des Proletariers.

Roman von Franz Barrett.

Autorisirte Uebersetzung von A. Geibel.

24] Nachdruck verboten.

„Was schadet das? Was ist er mir? Ich tanze mit Ihnen. Mag ein anderer leiden!“

Ihre Augen schienen tief in seine Seele zu tauchen. Er vermochte kein Wort zu reden. Er stand schauernd, als ob plötzliche Kälte ihn überriesele, seine Zunge klebte am Gaumen.

„Sagen Sie mir, worüber Sie nachdenken,“ bat Folly, in sanftem, leichten Ton, ihre weiche behandschuhte Hand in die seinige legend, indem sie sich auf den Divan setzten.

Er wollte eben antworten, als der Lord Gatesby auf sie zukam. Diese Unterbrechung zur Unzeit reizte Folly, ihm den Abschied zu geben. Daß sie die Etiquette verletzete, kümmerte sie nicht. Kurz und bündig theilte sie dem Lord mit, daß sie es vorziehe mit Herrn v. Aveling die nächste Tour zu tanzen.

„Es ist leichter, Folly zu vergeben, als ihrem Tänzer,“ betonte der Edelmann mit einer Verbeugung, aber zugleich mit einer stillen Verwünschung.

Die Musik begann und Roland erhob sich, mit

einer letzten Anstrengung, seine wankende Ehre zu retten.

Der Galopp ist bekanntlich ein Tanz, der wenig Conversation duldet. Roland antwortete wenig auf Folly's kurze Bemerkungen, aber seine Finger sprachen. Ihre verschlungenen Hände bildeten einen elektrischen Strom von Leidenschaft, dessen Funken aus ihren Augen sprühten, wenn ihre Blicke sich begegneten.

„Ich bin durstig,“ sagte Folly beim Schluß des Tanzes.

Sie gingen an's Buffet und sprachen wieder dem Champagner zu, dem in England bei solchen Gelegenheiten einzig üblichen Wein.

„Thu' mir Bescheid, Folly,“ rief Roland, ihr den gefüllten Kelch bietend; „ich trinke auf Deine schönen Augen!“

Folly berührte den Kelch mit den Lippen, während Roland den seinen auf einen Zug leerte; von neuem ward das Glas gefüllt und mit unsicherer Stimme lallte Roland:

„Folly — Du mußt besser trinken — Du nippst ja nur. Du mußt auch einen Toast ausbringen, ich bitte Dich darum.“

Sie lehnte sich über den kleinen Tisch, bis ihr Haar fast seine Wangen berührte, und warm schlug ihr Athem an sein Ohr, als sie murmelte:

„Mei' auf, Roland, jetzt will ich mein Glas bis zur Reige leeren.“ Und den perlenden Kelch emporhebend, vollendete sie: „Auf die Liebe, Roland!“

Es war noch dunkel, obgleich die Arbeiter bereits

an ihr Tagewerk gingen, als Folly Blag im Wagen neben Roland nahm, den man in einem sprach- und hilflosen Zustand von Trunkenheit dorthin verbracht hatte. Vollkommen Herr über selbst und frisch, als ob nichts geschehen wäre, lehnte sie den Beistand mehrerer Freunde Roland's ab, welche sich erboten hatten, ihn heimzubringen. Sie gab die Versicherung, daß sie sich durchaus nicht fürchte und sich seiner annehmen könne.

Als der Wagen in Bewegung kam, fiel Roland aus der Ecke, in die man ihn gesetzt hatte, gegen sie. Sie stieß ihn mit einem Ausdruck des Abscheus zurück und als sie ihn so sah in seiner sinnlosen Erniedrigung, schwankten ihre Gedanken zwischen ihm und ihrem Vater.

Sie sah in Roland nun ein Spiegelbild von dem widerwärtigen, verächtlichen Zustand ihres Vaters; doch während sie über die Schande des einen geweint hatte, freute sie sich über die Erbärmlichkeit des andern. Die Wiedervergeltung hatte begonnen. Sir Aveling sollte um seinen Sohn leiden, wie sie selbst um ihres Vaters willen litt! —

Nicht ein einziger mitleidiger Gedanke erschütterte ihren Voratz. Sie hatte sich selbst geschult zur Grausamkeit. „Auge um Auge, Zahn um Zahn,“ klang es immer wieder wie ein Echo durch ihr Herz.

Als der Wagen vor der Wohnung Roland's in Kensington hielt, war es klar, daß man Hilfe brauche, um den jungen Mann aus dem Wagen zu bringen.

Der Kutscher läutete an der Hausglocke und die

verloren und freue mich, die Affecurangelber eingeheimst zu haben; leider ist bei beiden Schiffen die Mannschaft gerettet. Der „Hugo“ ging in der Südsee, die „Rebecca“ bei Savanilla verloren.

Notleidende Millionäre. Die „Nordb. Allgem. Stg.“ druckt folgende Notiz der „Dart. Allg. Stg.“ ohne Kommentar ab:

„In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. Januar d. J. erklärte der nationalliberale Abg. Sombart: In Königsberg und Memel, diesen beiden Hauptstädten der Provinz Ostpreußen, sind im vorigen Jahre mehrere Millionäre nicht zur Einkommensteuer abgeschrieben worden, weil sie in den letzten drei Jahren Unterbilanz gehabt haben. Es ist allgemein bekannt — die Namen sind mir genannt, ich werde sie natürlich hier nicht nennen —, daß diese Herren, die Willen hegen, in Equipagen fahren u. s. w. u. s. w., in diesem Jahre keine Einkommensteuer zu zahlen haben. Was Königsberg anlangt, so ist diese Behauptung einfach unwahr, für Memel trifft sie vermuthlich ebenso wenig zu. Also heraus mit den Namen. Herr Sombart!“

Wozu diese Entrüstung? Wenn die „mehreren Millionäre“ in den letzten drei Jahren Unterbilanz gehabt haben, so konnten sie nach dem Gesetz nicht zur Einkommensteuer herangezogen werden. Um solche Vorkommnisse, die allerdings ein Hohn auf den Grundsatz der „steuerlichen Gerechtigkeit“ sind, in Zukunft vorzubeugen, ist eben die Vermögenssteuer vorgeschlagen, gegen die sich in den Kreisen der Millionäre vielfach, z. B. in Rheinland-Westfalen, eine so lebhaft abneigende Kundgebung kundgibt.

Wie jammervoll es um die Volksschule in jenen Gegenden bestellt sein mag, in denen die Junker das Regiment führen, das läßt sich aus folgender Mittheilung der „Preussischen Lehrerzeitung“ ahnen: Freiherr von Münnigerode, ein Führer der Conservativen, besitzt in Hinterpommern das Gut Warlum. In diesem Dorfe befindet sich eine einklassige Schule mit etwa 80 Kindern! Der Lehrer wohnt jetzt mit dem Schäfer unter einem Strohdache. Die Wohnstube heider sind nur durch eine dünne Lehmwand getrennt, so daß der Schäfer bei einiger Aufmerksamkeit hört, was beim Lehrer passiert und umgekehrt. Die Lehrerwohnung besteht aus zwei kleinen Unterstuben (eigentlich ist die eine nur eine Kammer zu nennen), die von einem Ofen geheizt werden. Der Raum ist so beschränkt, daß ein Lehrer mit Familie dort kaum existiren kann. Auch sonst sind die Verhältnisse in Warlum für einen Lehrer nichts weniger als verlockend.

Wenn im Nachbarreiche sogar eines Führers der Conservativen noch nicht einmal für eine ordentliche Lehrerwohnung gesorgt ist, wie mag es erst dort um die Schulverhältnisse stehen, wo die Conservativen gewöhnlichen Schläges schalten und walten!

Schluß — dem Standesherrn! Man sage nicht, schreibt der „Vorwärts“, daß Herr Miquel keine Socialpolitik treibe. Aber die urwüchsigste Kraft seiner staatsmännischen Gaben bewährt sich an Gegenständen, die fernab liegen von dem Getriebe des elenden frohnenden Pöbelvolks. Seine Einkommensteuer-Gesetzgebung gipfelte in der rühmlichen Fürsorge zu Gunsten der enterbten Reichsunmittelbaren, und mit verständnisvollem Eifer billigten Landtag und Reiterung den

mit dem Reinigen des Hausflurs beschäftigte Magd erschien an der Thür.

„Ich habe Herrn v. Aveling im Wagen,“ jagte der Kutsher, mit dem Daumen über seine Schulter weisend. „Er ist nicht ganz wohl. . . es wurde ihm ein bißchen übel, er kann nicht allein gehen. Ist nicht jemand da, der helfen könnte, ihn die Treppe hinaufzutragen?“

„Ja. . . gestern Nacht, als der Herr schon fortgefahren war, kam ein Freund von ihm zu Besuch und blieb einweilen hier; ich will ihn holen.“

Die Magd verschwand, um nach kurzer Frist wieder zu erscheinen in Begleitung eines großen breit-schultrigen Mannes, der einen Schlafrock trug. Der Schlag des Wagens wurde geöffnet und Roland v. Aveling in der abstoßenden Lage eines Betrunknen erschien an der Seite eines frischen und lächelnden Mädchens vor den Augen des Pfarrers Richard Bane.

Der Pfarrer von Langley schaute ohne Ueber-raschung und Gel auf das Schauspiel, das sich ihm bot. Sein Gesichtsausdruck war vielmehr der eines starken Mannes, der sich einer notwendigen Operation unterziehen muß.

Die Muskeln seiner Stirn und seines Mundes waren wie im Schmerz zusammengezogen — das war alles.

Er bemühte sich, Roland aus seiner Trunkenheit zu erwecken. Als indeß alles Mitteln und Schütteln nichts half, sagte der Pfarrer entschlossen:

notleidenden Millionären des Urabels große „Entschädigungen“ zu, dafür, daß sie endlich nach ach! wie langem Mißbrauch ungezügelter Vorrechte steuerpflichtig wurden, wie die große Masse der Bürger. Doch was ist des Finanzministers Herz für ein fröhlich und vor-zogtes Ding! So sorgt er unablässig für die Be-brängten, und die Steuer„reform“ schwingt aus allen Poren den Standesherrnschutz. In eine Vorlage nach der anderen schlüpft so eine „Klausel“ durch, un-bemerkt von der Presse; die Commission und die Sub-commission des Abgeordnetenhauses drehelt und glättet die Bestimmung, und so geschieht es, daß auch in das neueste Machwerk Miquelscher Steuerkunst ein köstliches Privileg der Standesherrn mit eingeschmuggelt worden ist, daß dieses Privileg auch fortan dem „gleichen Recht für Alle“ zum Troß verewigt werden soll. Urtheilet selbst! Der von Regierung dem Land-tage vorgebrachte Entwurf des Communalabgaben-Gesetzes enthält in dem die Steuerfreiheit behandelnden § 33 folgende Schlußbestimmung:

„Unberührt bleiben die gesetzlichen Bestimmungen über die Beitragspflicht der vormals kurhessischen Standesherrn zu den Gemeindefasten.“

In den Motiven (S. 57) heißt es: „Die Bei-tragspflicht der vormals kurhessischen Standesherrn zu den Gemeindefasten ist durch § 30 des kurhessischen Edicts über die besonderen Rechtsverhältnisse der kurhessischen Standesherrn vom 29. Mai 1833 (Kurhessische Gesetzsammlung S. 113) geregelt.“ Was that die Subcommission? „In der Furcht des Herrn“ beschloß dieser landtägliche Fridolin, dem Schlußsatz des § 33 folgende Fassung zu geben (S. 27):

„Die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, ge-mäß welcher Standesherrn und deren Familie von Beiträgen zu den Gemeindefasten befreit sind, bleiben — unberührt der Vorschriften der §§ 17, 17a des gegenwärtigen Gesetzes — unberührt.“

Die Landboten haben dieses Privileg noch weiter gefaßt, doch wohl für den Fall, daß außer den kurhessischen Reichsunmittelbaren noch irgendetwas andere werden können. Während die große Masse bluten muß bis auf's Letzte, werden die Reichthümer der Reichthümer durch die Kammer und die Regierung mit einem Steuerprivileg beschenkt, welches natürlich aufs Beste geeignet ist, die „Zufriedenheit“ der kleinen Leute niemals aufkommen zu lassen.

Dr. Böckel-Magdeburg, welcher sich in Mühl-hausen der deutschen Behörde behufs Verbüßung einer ihm auferlegten neuamonalischen Gefängnisstrafe stellte, befindet sich im Strafgefängnis „Blößensee“. Die Berliner freireligiöse Gemeinde wird, um ihrem be-währten Kämpfer das Loos etwas zu erleichtern, die nöthigen Schritte thun, um Selbstbeschäftigung für ihn zu erlangen. Böckel will sich dann mit literarischen Arbeiten beschäftigen. Bereits in der Schweiz hat ein Freund der freireligiösen Sache ihn in der ausgiebigsten Weise unterstützt.

Die Jahresitzung der im Central-Collegium ver-einigten säcullichen Landwirthe hat eine Resolution ge-faßt, die in das helle Licht der breiten Deffentlichkeit gestellt zu werden verdienen. Unzweifelhaft, wie die

„Wir müssen ihn hinauftragen, Kutsher!“ und dann sich zu Folly wendend, äußerte er:

„Ich werde den Kutsher sofort wieder herunter-schicken, es soll nicht lange dauern.“

Folly nickte zu; den Pfarrer aus den Schilbe-rungen, die ihr Roland gegeben, wiedererkennend, fragte sie:

„Sie sind der Pfarrer Bane?“

„Ja. Und Sie sind Folly?“

Folly's bejahende Antwort klang trotzig genug — sie begriff, daß sie mit dem Geistlichen um Roland werde kämpfen müssen und mit finsternem Blick sah sie zu, wie Richard und der Kutsher den jungen Mann aus dem Wagen hoben und in's Haus trugen. Der Kutsher kehrte bald zurück und während Folly nach Hause fuhr, brachte Richard seinen Pflegebefohlenen zu Bett, was keine leichte Arbeit war.

Die Mittagsstunde war bereits vorüber, als Roland erwachte. Er blickte sich erstaunt um; er wußte absolut nicht, wie er in's Bett gelangt war, und es bestrebte ihn besonders, daß er nicht mehr den Ball-anzug trug, sondern wie gewöhnlich sein Nachigewand angelegt hatte.

„Zum Teufel, wie bin ich denn hineingekommen?“ murmelte er vor sich hin.

„Das kann ich Dir sagen!“ riefte Richard Banes Stimme vom Fenster her, wo der Pfarrer gesessen und gelesen hatte. Jetzt erhob er sich und trat an Roland's Bett mit den Worten:

„notleidenden“ Großgrundbesitzer im Allgemeinen u die schlesischen Magnaten im Besonderen sind, halt sie die Löhne der Eisenbahn- und Canalbauarbeiter i Verhältnis zu denen der landwirtschaftlichen Arbeit zu hoch, und weil die letzteren der schlechten Löh wegen knapp sind, beschließen sie, dem Minister i Verwendung von Strafgefangenen bei jenen Bauten empfehlen und, wo doch andere Arbeiter eingest werden, deren Löhne „den örtlichen Verhältnissen a gemessen“ zu normiren. Die schlesischen Magnat gönnen also den Arbeitern nicht die höheren Löh sondern verlangen, daß sie dem niedrigen Niveau d Löhne angepaßt werden, die sie selber zahlen. Un da wundern sich die Herren über die „Sachengängerei“ Daß im Uebrigen auch die Getreidezölle als wog thuen die Einrichtung erklärt und der mit Rußland un Rumänien abzuschließende Handelsvertrag sans phras verworfen wurde, bedarf nicht erst des Hervorhebens

Neue Soldatenmißhandlungen werden von thü ringenschen Blättern aus Weimar gemeldet. Dort i kürzlich ein Unterofficier Schulze von dem Infanterie Regiment Nr. 94 nach Kassel transportirt worden, un dort wegen einer ganzen Reihe von Mißhandlungen an Untergebenen abgeurtheilt zu werden. Es wird darüber berichtet: S. hatte im Dienste einen jüngeren Soldaten mit dem in der Scheide befindlichen Seitengewehr der art ins Gesicht geschlagen, daß dem Betroffenen die Wange aufschwoll und das Wasser aus den Augen lief. Bald darauf kam der Bataillons-Commandeur hinzu, bemerkte den Zustand des Soldaten und fragte diesen, was mit ihm geschehen. Der Soldat wollte nicht mit der Sprache heraus. Der Major, dem sich inzwischen der Compagniechef zugesellt hatte, befahl aber dem Manne, ihm den Sachverhalt mitzutheilen, und so er- fuhr er, was vorgefallen war. Schulze wanderte darauf sofort in Arrest, und es wurde eine strenge Unter- suchung gegen ihn eingeleitet. Da ergaben sich denn die fortgesetzten Mißhandlungen. Ohne Schläge soll überhaupt Niemand von seiner Corporalshafi davon- gekommen sein. Auch sonst soll er allerlei Ungehörig- keiten begangen haben.

Entschädigung für unschuldig erlittene Zuchthaus- strafe. Der Dienstknecht Andreas Pfau ist bekanntlich am 11. März 1890 von der Strafkammer zu Rottweil wegen schweren Diebstahls zu zwei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus verurtheilt worden und hat diese Strafe in Ludwigsburg abgesessen, ohne während dieser Zeit einen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens oder vorläufige Entlassung zu stellen, was ihm wahr- scheinlich auch nichts genützt hätte, denn Pfau hatte ja schon vor und bei der Verhandlung stets seine Un- schuld behauptet! (Der „Staatsanzeiger“ kann sich deshalb auf diesen Umstand nicht sehr viel zu gute thun!) Nachdem der wirkliche Thäter sich freiwillig gemeldet hatte, wurde Pfau im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen und das Gericht erkannte in den Ent- schädigungsgründen ausdrücklich an, daß sich Pfau des Diebstahls weder als Thäter noch als Mitthäter noch als Gehilfe schuldig gemacht habe. In Anbetracht des Umstandes, daß Pfau also die ihm zudictirte Zucht- hausstrafe von 2 1/2 Jahren unschuldig abgesessen hatte, stellte das Justizministerium auf die Bitte Pfau's beim König den Antrag, dem Verurtheilten eine Ent-

„Folly brachte Dich nach Hause.“ Dann folgten einige andere Details über Roland's Heimkehr.

Dies beschämt legte Roland die Hand über die Augen; er blickte erst wieder auf, als er Richard das Zimmer verlassen hörte.

„Wieder in der fatalsten Verlegenheit befunden!“ dachte Roland bei sich, „und gerade vor dem Manne, den ich am meisten fürchtete! Das wird eine schöne Vorlesung werden!“

Der Pfarrer kam zurück mit einer Flasche Soda- wasser in der Hand.

„D, Richard, Du bist ein barmherziger Samariter, wie er in der Bibel steht,“ sagte Roland, als Bane die Flasche entkorkte, ein Glas füllte und es dem jungen Mann an die Lippen hielt. Gehorsam trank Roland das Glas aus und indem er es Richard reichte, den Blick aufschlug, schimmerte es feucht in den blauen Augen.

„Brüder's, jetzt noch ein Weilchen zu schlafen, Roland,“ sprach der Pfarrer, die Bettvorhänge wieder zuziehend.

Ob Roland sich umbrehte — ohne ein einziges Wort — ergriff er die nie entweichte rechte Hand des Priesters und zog sie an seine Lippen, worauf er die Augen schloß unsofort wieder in tiefem Schlummer lag.

Um drei Uhr erhob sich Roland völlig gestärkt; er nahm ein kaltes Bad und begab sich dann hinüber in's Wohnzimmer — erröthend über seine Schwachheit, aber doch mit mehr Muth, als er sich zugetraut hatte.

(Fortsetzung folgt).

Schädigung zu gewähren. Der König hat diesem Gesuch stattgegeben und Pfau erhält nun 1500 Mark ausbezahlt.

Ausland.

Schweiz.

Der 25 Mitglieder zählende Vorstand des schweizerischen Arbeiterbundes hat am 26. v. Mts. in Zürich seine Jahresitzung abgehalten, in welcher unter anderem beschlossen wurde, den alle zwei Jahre stattfindenden schweizerischen Arbeitertag dieses Jahr für den Diermontag nach Biel einzuberufen. Auf die Tagesordnung wurden folgende Punkte gesetzt: Kranken- und Unfallversicherung, obligatorische Berufsgenossenschaften (Referenten Nationalrath Favon in Genf und Reimann in Biel, letzterer Redacteur des „Arbeiter“), internationaler Arbeiterschutz (Referent Nationalrath Decurtius) und Organisation der Gesetzgebung betreffend Eisenbahnangestellte. Das Sekretariat soll erweitert werden, jedoch nicht nach Handwerksgruppen, sondern nach großen nationalen Industrien.

Frankreich.

Paris. Wie aus London gemeldet wird, kommt die englische Regierung bei der französischen ein, Zweck der Regelung der Differenzen zwischen Frankreich und dem Könige von Siam einen Schiedsrichterpruch entscheiden zu lassen. — Zwischen Ferry und Casimir Perier wird eine Spaltung befürchtet, da beide Candidaten für das Präsidium der Republik sind. Man glaubt, daß Beide bald ihrer Manöver Zweck Gewinnung von Anhängern beginnen werden.

Italien.

Venedig. In Molinella bei Bologna fand eine Bauernrevolte statt; 3000 Feldarbeiter forderten von den Grundbesitzern eine Lohnerhöhung. In Bologna wurde eine Compagnie Infanterie nach Molinella entsandt.

Im italienischen Bankenscandal droht eine neue Wendung einzutreten. Nicoteras Organ „Paese“ bringt unerhörte Enthüllungen. Das Blatt theilt mit, die Staatsanwaltschaft habe beabsichtigt, nicht allein gegen Zerbi, sondern auch gegen vier andere schwer compromittirte Deputirte vorzugehen. Da letztere der Ministerielle waren, sei das Verfahren eingestellt worden. De Zerbi selbst habe die Regierung versprochen, sie werde den Proceß niederschlagen, als er die Opposition aufgabe und sich der Regierungspartei anschleße. De Zerbi habe dies abgelehnt und mit sein eigenes Todesurtheil unterschrieben. Der bewährte Mann des „Paese“ ist der Advocat Riccio, ein kannter Publicist, welcher als de Zerbis Verteidiger angirte.

Rußland.

Petersburg. Aus „guter“ Familie. Ueber eine furchtbare Tragödie in der Familie eines Gutsbesizers, Namens Goltshat, die im Kreise Kielece (Polen) lebte und aus Vater, Mutter und zwei Söhnen bestand, berichten die „Now. dn.“: Die Familie lebte still und friedlich. Da wurde eines Abends im Sommer die Familienhaupt Goltshat in seinem Cabinet durch

das Fenster erschossen und als Mörder erwies sich sein ältester Sohn, der auch den Vätermord eingestand. Die unglückliche Gattin und Mutter verlor in Verzweiflung vor Schande und Gram den Verstand, trennte sich aber nicht von ihrem jüngeren Sohne, einem Gymnasiasten der obersten Klasse. Der Jüngling konnte das furchtbare Familienunglück nicht mehr ertragen und erschoss sich im October v. J. Die Mutter gerieth in Folge dessen in einen Zustand, der ihre Ueberwachung erforderlich machte, doch gelang es ihr kürzlich, sich in einem unbewachten Augenblicke zu erhängen. Von der ganzen Familie ist somit nur der Vätermörder noch geblieben, welcher in nächster Zeit vor Gericht gestellt werden wird.

Arbeiterbewegung.

Die Erfahrungen, welche englische Fabrikanten mit der achtkündigen Arbeitszeit bisher gemacht haben, sind äußerst günstig. Mather, Mitglied des Parlaments, der die Neuerung auf seinen Maschinen-Werken in Salford eingeführt, äußerte sich nach der „Westminster Gazette“ folgendermaßen: „Die Dinge gehen ausgezeichnet. Berichte von meinen Werken sagen mir, daß die Leute pünktlich um 8 Uhr antreten und Eifer an den Tag legen, unter den neuen Verhältnissen zu arbeiten. Das Experiment ist auf ein Jahr berechnet, und es liegt im Interesse jedes Arbeiters, daß es gelinge. Die Frühstunden sind, als der Gesundheit schädlich und wenig einträglich, abgeschafft; daher ist der Arbeitsanfang von 6 auf 8 Uhr verschoben worden. Aber deshalb ist absolute Pünktlichkeit nothwendig, und wer 30 Secunden nach dem letzten Glockenschlag nicht da ist, bleibt vor den Thoren. Der Verlust an Zeit muß durch erhöhte Thätigkeit ausgeglichen werden. Die Leute sind entzückt; sie wollten Anfangs kaum ihren Ohren trauen. Sie legen den größten Eifer an den Tag, das Experiment glücklich auslaufen zu lassen, und ihren Meistern habe ich ausdrücklich gesagt, daß der Erfolg von der Güte der gethanen Arbeit abhängt. Unser Versuch ist auch zur Probe geeignet; denn wir haben kein Monopol und können uns nur durch kühne Concurrenz mit fremden Märkten halten. Wir versorgen die ganze Welt mit unseren Waaren und können daher in der Productivität nicht nachlassen. Ich mache mich auf einen Verlust von 5000 Pfd. gefaßt, aber nur, wenn der Versuch fehlschlägt. Denn als fehlschlagen muß ich ihn betrachten, wenn er nicht meinen Collegen beweist, daß der Achtkundentag thatsächlich die billigste Form industrieller Production ist. Meine Behauptung beruht darauf, daß wir auf den besseren Gesundheitszustand um die größere Willigkeit unserer Arbeiter bauen.“

3000 Feldarbeiter streifen, wie der „Bosfischen Zeitung“ gemeldet wird, in Molinella bei Bologna und Umgegend wegen verweigerter Lohnerhöhung. Tante Boff erklärt den Streik, der natürlich „ernste Unruhen“ als Begleiterscheinung gehabt haben soll, für eine Folge der Aufreizung der Landarbeiter durch Socialisten und Bologneser Studenten, aber sogar Tante Boff könnte wissen, daß der italienische Landarbeiter zu den ausgebeuteten Arbeitern Europas gehört, so daß es wirklich keiner Aufreizung bedarf, um ihn zum Streik zu

veranlassen. Die italienischen Grundbesitzer gehen nach über gewisse deutsche Agrarier, was freilich kaum glaublich aber doch wahr ist.

Partei-Angelegenheiten.

Der socialdemokratischen Fraction sprach für ihr Vorgehen bei der Zukunftsstaats-Debatte eine große Volksversammlung in Halle volle Zustimmung aus und forderte sie auf, auch ferner mit aller Energie für die Arbeiterinteressen einzutreten. Ähnliche Erklärungen liegen aus allen Orten vor, wo bisher über die Gelegenheit referirt wurde. So aus Barmstedt, wo nach einem Referate des Hamaurger Genossen Theiß die Versammlung in einer einstimmig angenommenen Resolution u. a. erklärte: „Insbesondere ist sie der Ueberzeugung, daß in der fünftägigen Zukunftsstaats-Debatte des Deutschen Reichstages seitens der Gegner nur Blech geschmiedet worden ist und daß die socialdemokratischen Abgeordneten den Standpunkt der Socialdemokratie würdevoll vertreten haben. In der Verwirklichung des socialdemokratischen Programms erblickt die Versammlung das Ziel, nach welchem wir mit allen Mitteln streben müssen.“

Nochmals Taschen zu! Louis Ritez ist, wie uns Genosse Fleischmann aus Frankfurt a. M. schreibt, der wirkliche Name des neulich erwähnten Schwablers, der die Genossen anzupumpen sucht. Er spricht französisch und befindet sich in Begleitung eines deutschsprechenden, etwa 25 Jahre alten Mannes. Ritez stellt sich gewöhnlich zuerst allein vor, und zwar als französischer Genosse und stellenloser Uhrmacher; ist der erste Versuch erfolglos, so erscheint er zum zweiten Male in Gesellschaft seines Begleiters, der eine Tasche mit Handwerkzeugen, angeblich zur Reparatur von Uhren, bei sich führt. Diebt es kein Geld, dann erwartet er wenigstens eine Uhr „zum Repariren“ zu bekommen, die dann ebenso verschwinden kann, wie die Einlaßkarte zum Pariser internationalen Arbeitercongrès, die von Ritez dem Genossen Fleischmann entwendet worden ist. Deshalb nochmals: Vorsicht!

Gemeindevahlen. Bei der Gemeinderathswahl in Goldbach (Gotha) siegte die Liste der Socialdemokratie. Die Karlsruher Genossen werden für die dritte Klasse der Stadtverordneten eine eigene Liste aufstellen. Die Parteigenossen in Zwickau beschloßen gleichfalls die selbstständige Bethheiligung an den Stadtverordneten-Wahlen.

Todtenliste der Partei. In Lutter a. B. ist am 25. Februar der Steinmez Fritz Laje im Alter von 37 Jahren gestorben.

Kann Europa abrüsten?

II.

Die internationale Feststellung der Maximaldienstzeit bei der Fahne würde die Armee aller Mächte gleichmäßig treffen. Es wird allgemein angenommen, daß bei Armeern, deren Mannschaft noch kein Pulver gerochen, für die erste Zeit eines Feldzugs die Länge der activen Dienstzeit — innerhalb gewisser Grenzen — den besten Maßstab abgiebt für ihre Verwendbarkeit in allen Kriegslagen, namentlich für den strategischen wie taktischen Angriff. Unsere Krieger von 1870 haben

Gastspiele in höheren Regionen.

Fragmente aus meinen Tagebüchern, von Bruno Geiser (Nachdruck ohne Erlaubniß des Verfassers verboten).

(Fortsetzung).

Derlei machte Gottländer bald zum Wohlthäter, sein Liebling ellicher in der Wahl der Mittel zur Veranlockung des Publikums nicht gerade wählerischen Ansehen. Ihm selbst brachte die Manie, theurer zu kaufen, als die Papiere angeboten wurden, auch keinen Schaden. Sein ganzer Saclül war auf das Sprüchwort gebaut: Ein Narr macht viele. Und wenn er auch sein Geschrei auch keinen nur einigermaßen Börsenbubigen zum Kaufe der fraglichen und immer äußerst unwürdigen Effecten verleiten konnte, so fielen doch immer pensionirte Officiere oder Rittergutsbesitzer, Fabrikarbeiter oder Bäckermeister, die sich zur Ruhe gesetzt hatten, kurz, ein Theil jener Börsenbubentanten auf das Gerüst des „wohlhabenden und soliden Geschäftsmannes“ hinein, und was er heut mit 1 Procent zu billig gekauft hatte, wurde er schließlich immer in Folge der unverstämten Courstreiberei, an welcher er so hervorragend theilnahmte, zu drei, vier oder zehn Procent mehr wieder los. Schließlich engagirte ihn das große Bankhaus Löwenstein Söhne direct zum Kaufen, und dafür wurde er am Profiten in ganz respectabler Weise theilhaftig. Bald sah er sich aber auch einem größeren Wirkungskreise um. Die glor-

reiche Gründer-Ära bot ihm den gewünschten Boden. Löwenstein Söhne fühlten das Bedürfnis, eine große Gründung vom Stapel zu lassen und brauchten dazu einen verlässlichen Mittelsmann. Das war ein Posten für Gottländer. Eines Tages erschien derselbe bei dem Grafen Egel von Königsmark, der seine Bruchberger Berg- und Hüttenwerke zu verkaufen beabsichtigte, und fragte nach dem Preise der Werke im Namen eines vorläufig noch nicht genannt sein wollenden Consortiums großer Financiers. Der Graf verlangte den unverstämten Preis von drei Millionen Thaler. Daß die Königsmark'schen Berg- und Hüttenwerke bestenfalls nur zwei Millionen Thaler werth waren, konnte Gottländer's edelmüthige Neigung, alles theurer zu bezahlen, als es ihm angeboten wurde, nicht zähmen.

„Gott der Gerechte!“ schrie er. „Was sind der Herr Graf für e nobler Herr. Drei Millionen Thaler — 's is e Schand und e Spott. Vier Millionen sind die Werke werth, unter Brüdern, sag' ich, unter Brüdern.“

Der Graf hielt den Mann zuerst für verrückt und hatte nicht übel Lust, ihn an die frische Luft befördern zu lassen. Gottländer aber schwor hoch und theuer, daß er's nicht mit ansehen könne, wie so 'n nobler Mann, wie der Graf, sein schönes Hab und Gut an wildfremde Leute beinahe verschenke. Für den Grafen aber, der nicht allein Berg- und Hüttenwerke, sondern nebenbei auch zwei Millionen Thaler Schulden hatte, war das Geld keineswegs Chimäre. Und als

der gutmüthige Gottländer eine längere Rede mit den an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Worten geschlossen hatte: „Wenn der hochgeehrte Herr Graf am Tage, wo er bekommt die vier Millionen Thaler, mir abgeben will aus Dankbarkeit, daß ich gemacht hab' das Geschäft und aus Freundschaft, so e halbes Millionchen, wer' ich auch nich' so sein“, da hatte der Herr Graf begriffen und war mit den lächelnd gesprochenen Worten: „Sie scheinen ja ein sehr gewandter Geschäftsmann zu sein, mein lieber Herr Gottländer“, auf das famose Geschäft eingegangen.

Als Gottländer den beiden Löwenstein Bericht erstattete über den vollzogenen Kauf, drohte ihm Löwenstein sen. schelmisch lächelnd mit dem Finger und sagte: „Scheinen da wieder in ihre alte Schwäche verfallen zu sein, Gottländerchen, und haben so 'ne kleine halbe Million mehr bezahlt, als unbedingt nöthig war — wie?“ Gottländer, der von seiner Gutmüthigkeit nicht gern viel Worte machen hörte, zuckte indignirt mit den Achseln, und Löwenstein jun. erledigte die Sache mit den Worten: „Was geht das uns an. Die constituirende Generalversammlung würde genehmigen den Kauf und wenn die Kaufsumme noch um 'ne halbe Million höher wäre. Die Bruchberger Werke sind ein Object, was gegründet werden kann mit wenigstens sechs Millionen — was kommt's da an auf 'ne Kleinigkeit?“

(Fortsetzung folgt).

die Kuria francese des Rajonnetangriffes der langgebienten kaiserlichen Infanterie und die Wucht der Cavallerie-Attaken von Wörth und Sedan hinreichend kennen und achten gelernt; sie haben aber auch bei Spickern, gleich im Beginn des Krieges, bewiesen, daß sie — selbst in der Minderzahl — dieselbe Infanterie aus einer starken Stellung werfen konnten. Also im allgemeinen zugegeben: innerhalb gewisser, je nach dem Nationalcharakter verschiedener Grenzen entscheidet bei nicht kriegsgewohnten Truppen die Länge der Dienstzeit bei der Fahne über die allgemeine Kriegserwerbbarkeit und namentlich über die Tüchtigkeit zur Offensive.

Gelingt es, eine Maximalgrenze dieser Dienstzeit international festzusetzen, so bleibt das relative Tüchtigkeitsverhältnis der verschiedenen Armeen so ziemlich was es heute ist. Was die eine an unmittelbarer Verwendbarkeit einbüßt, das büßen die anderen auch ein. Soweit heute die Ueberrumpfung eines Staats durch den andern ausgeschlossen ist, soweit bleibt sie es auch denn. Der Unterschied der activen Dienstzeit z. B. in Frankreich und Deutschland ist bis jetzt nicht der Art gewesen, daß er ins Gewicht fällt; auch unter der verkürzten Dienstzeit würde, ganz wie heute, alles darauf ankommen, wie in jener der beiden Armeen die vereinbarte Dienstzeit beruht wird. Im übrigen würde die relative Stärke der beiden Armeen ganz dem Verhältnis der Bevölkerung beider Länder entsprechen, und nachdem die allgemeine Wehrpflicht einmal wirklich durchgeführt ist, wird bei Ländern annähernd gleicher ökonomischer Entwicklung (worauf der Procentsatz der Untauglichen beruht) die Bevölkerungszahl immer den Maßstab der Heeresstärke abgeben. Da giebt es keine Rumpfschilde mehr wie die preussischen von 1813; der Rahm ist abgeschöpft.

Aber sehr viel hängt eben davon ab, wie die festgesetzte Dienstzeit ausgenutzt wird. Und da giebt es fast in allen Armeen Leute, die etwas erzählen könnten, wenn sie — dürften, denn die liebe Geldnoth hat überall dazu gezwungen, einen Theil der Rekruten nur „nothdürftig“, in ein paar Monaten, auszubilden. Da muß man sich auf das Wesentlichste beschränken, da fliegt ein ganzer Haufen traditioneller Finessen in die See, und da findet man, zu seiner eigenen Ueberraschung, wie wenig Zeit dazu gehört, aus einem passabel gewachsenen jungen Mann einen Soldaten zu machen. Wie das bei der deutschen Ersatzreserve die einübenden Officiere in Erfahrung versetzt, hat Nebel im Reichstag erzählt. In der österreichischen Armee giebt es Officiere die Menge, die da behaupten, die Landwehr, die mit der deutschen Ersatzreserve ungefähr gleiche Dienstzeit hat, sei besser als die Linie. Kein Wunder. Hier fehlt die Zeit, die bei der Linie mit den herkömmlichen und deswegen geheiligten Narrheiten vertrödeln wird, und eben deswegen wird sie nicht vertrödeln.

Das deutsche Erercier-Reglement für die Infanterie von 1888 beschränkt die technischen Formationen für das Gefecht auf das Nothwendige. Neues enthält es nicht; die Gefechtsfähigkeit in allen Inversionstellungen hatten schon die Oesterreicher nach 1859, die Bildung aller Bataillonscolonnen durch einfachen Zusammenstoß der vier Compagniecolonnen hatten die Darmbassen um eben dieselbe Zeit eingeführt und mußten sich diese rationelle Formation nach 1866 von den Preußen wieder verbieten lassen. Im übrigen beseitigt das neue Reglement einen massenhaften Wust altfränkischer, ebenso nutzloser wie gehelligter Ceremonien; gerade ich habe absolut keinen Anlaß, daran zu kritisieren. Ich hatte mir nämlich nach dem Kriege von 1870 den Luxus gestattet, ein Schema der, der heutigen Kriegführung angemessenen geschlossenen Formationen und Bewegungen der Compagnie und des Bataillons zu entwerfen, und war nicht wenig verwundert, dies Stück „Zukunftsstaat“ in den betreffenden Abschnitten des neuen Reglements fast in allen Zügen verwirklicht zu finden.

Aber ein Reglement ist eins und die Ausführung ist ein anderes. Das Ramaschensitterthum, das in allen Friedensperioden in der preussischen Armee florirt hat, bringt die in der Vorschrift abgeschaffte Zeitvergeudung wieder herein durch die Hinterthür der Parade. Da ist auf einmal der Paradeball absolut nothwendig als Gegengewicht gegen die Unbändigkeit der zerstreuten Gefechtsordnung, als einziges Mittel zur Schaffung wahrer Disciplin u. s. w., u. s. w. Das heißt nichts anderes, als daß Ordnung und Disciplin nur dadurch herzustellen sind, daß man die Leute gänzlich nutzlose Dinge thun läßt. Allein die Abschaffung des „Stechschritt“ würde ganze Wochen für rationale Uebungen freisetzen, abgesehen davon, daß dann die fremden Officiere eine deutsche Revue ansehen könnten, ohne sich das Lachen zu verbeißen.

Eine ähnlich veraltete Institution ist der Wachdienst, der auch nach allerzweckmässiger Vorkellung dazu

bient, die Intelligenz und besonders das Selbstdenken der Leute zu entwickeln, indem man ihnen die Kunst beibringt — falls sie sie nicht schon verstehen — zwei Stunden lang auf Posten an gar nichts zu denken. Bei der heutigen allgemeinen Sitte, den Vorpostendienst im Terrain zu üben, hat das Postenstehen in der Stadt, wo es doch Sicherheitspolizei aller Art giebt, allen Sinn verloren. Man schaffe es ab, man wird mindestens zwanzig Procent freie Dienstzeit für's Militär, und Sicherheit auf den Straßen für's Civil gewinnen.

Dann giebt's überall eine Menge Soldaten, die unter allerlei Vorwänden möglichst wenig Dienst thun: Compagniehandwerker, Officiersburschen u. s. w. Da läßt sich auch manches ändern.

Ja — aber wie ist's mit der Reiterei? Die muß doch längere Dienstzeit haben? — Wünschenswerth ist's gewiß, wenn man mit Recruten zu thun hat, die weder reiten noch Pferde warten können. Aber da läßt sich auch manches thun. Wenn die Pferdeationen weniger kärglich bemessen wären — die Pferde müssen ja zum Manöver erst aufgefüttert werden, um auf das Normalmaß von Kräften zu kommen! — und wenn bei jeder Schwadron eine Anzahl überzähliger Pferde vorhanden wären, so daß die Leute mehr und länger im Sattel üben könnten, kurz; wenn man einmal ernstlich daran ginge, die verkürzte Dienstzeit durch intensiveres Verreiben der wesentlichen und durch Beseitigung der überflüssigen Dinge aufzuwiegen, dann würde man bald finden, daß es auch so geht. Auch für das Remontereiten, auf das man sich jetzt so sehr stützt, und dessen unbedingte Nothwendigkeit ich gern gebe, werden sich Mittel und Wege finden lassen. Und übrigens steht ja nichts im Wege, für so lange es nöthig hält, das System drei- oder vierjähriger Freiwilliger, oder auch Capitulanten, für Reitertruppen beizubehalten und auszuwehnen — gegen entsprechende Compensationen in der Reserve- und Landwehrpflicht, ohne die man dergleichen nicht bekommt.

Wenn man auf die militärischen Autoritäten hört, da ist das freilich anders. Da geht das alles absolut nicht, da darf an nichts gerüttelt werden, ohne daß alles zusammenbricht. Ich habe aber jetzt schon seit fünfzig Jahren so viel militärische Institutionen heute als unantastbar und geheiligt ausposaunen, und morgen rachsichtslos in die Kumpfkammer werfen sehen, und zwar genau von denselben Autoritäten; ich habe ferner so oft gesehen, daß, was in der einen Armee über das Bohnenlied verhängelt, in der andern unter der Kanone besunden wurde; ich habe so oft erlebt, daß die altbewährtesten und gepriesenen Gewohnheiten und Einrichtungen vor dem Feinde sich als Thorheit erwiesen; ich habe endlich so oft erfahren, daß in jeder Armee eine besondere conventionelle Tradition besteht, die, für die unteren Chargen, den gemeinen Mann und das Publikum bestimmt, von den höheren Vorgesetzten gepflegt, von den selbstdenkenden Officieren aber belächelt und von dem Feldzug in Nichts aufgelöst wird — kurz; ich habe da so viel geschichtliche Erfahrungen gemacht, daß ich jedem rathe, gegen nichts mißtrauischer zu sein, als gegen militärisches „Fachurtheil.“

Friedrich Engels.

Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 6. März 1893.

[Ahlwardt] wird am 9. März, Abends 8 Uhr, im Saale der „Concordia“ auf der Margarethenstraße über das „Germanenthum im Kampfe mit fremden Elementen“ sprechen. Am 10. März spricht Ahlwardt in demselben Locale in einer Versammlung, zu der nur Männer Zutritt haben, über das Thema: „Warum muß der Antisemitismus siegen?“ Am 11. März spricht Ahlwardt in Strehlen, am 12. in Zabrze, am 13. in Rattowitz.

[Diebstähle.] In der Zeit vom 14. v. Mts. bis 1. d. Mts. sind bei einer Apothekefrau auf der Schillerstraße mittelst Einbruchs gestohlen worden: ein Duzend silberne Löffel, gelb. M. H. und H., Suppentellen, Theelöffel, eine Zuckerschale, Wandleuchter, neu-silberne Kaffeekannen, Milchkannen, 4 Eisenblechleuchter, Käse- und Buttermesser, eine Anzahl Eisenblechleuchter und dergleichen. Vor Ankauf wird gewarnt. Auf die Ermittlung des Diebes sind 30 Mark Belohnung ausgesetzt. — Ein Arbeiter aus Handsfeld trug am 2. d. Mts. einen Sack, enthaltend ein Drahthut, Kopfkissen, Bettuch und ein Kleid, die Matthiasstraße entlang. Unterwegs gestellte sich ein Mann zu ihm, der sich erbot, die Last eine Strecke zu tragen. Kaum hatte er den Sack erhalten, als er damit das Weite suchte. — Einem Klempnermeister auf der Schillerstraße wurden am 3. d. Mts. von einem Haushälter und einem Klempnergehilfen 130 Kilo neues Zink, ein Bettwärmer und ein Säckchen gestohlen. 60 Kilo Zink haben die

Diebe einem Productenhändler verkauft, während der Rest nach der Verhaftung der beiden Diebe in der Wohnung des einen vorgefunden wurde.

[Vermißt.] Der 31 Jahre alte Locomotivheizer der Oberschlesischen Eisenbahn, Hoffmann, hat sich am 26. v. Mts. aus der Wohnung seiner Mutter auf der Bohrauerstraße entfernt und ist nicht mehr zurückgekehrt. Der Mann, welcher von einem Unfall betroffen worden sein dürfte, ist mittelgroß, hat röthliches Haar, ebensolchen Schnurrbart und war mit dunkelblauem Ueberzieher und schwarzem Filzhut bekleidet.

[Unterbringung eines Kranken.] Am 3. d. Mts., Abends, lief, nur mit einem Hemd bekleidet, ein Maurer auf der Waterloostraße umher. Der Mann hatte in einem Fieberanfall seine Wohnung verlassen. Er wurde bald in seine Wohnung zurücktransportirt.

[Polizeiliche Meldungen.] In das Polizeigefängnis wurden am 3. d. Mts. 34 Personen eingeliefert. — Gestohlen wurden: Einem Kaufmann auf der Neuborsstraße ein Sack, enthaltend Kalbseife; einer Seminaristin auf der Nicolaisstraße ein blauer Cheviotmantel. — Abhanden kamen: Ein jüdischer Gebetmantel, ein ledernes Armband mit Nickeluhr, 2 Portemonnaies mit 5,80 und 7 Mark Inhalt.

Eingekandt.

Unter Eingekandt haben Zuschriften aus dem Kreisfreie Aufnahme, selbst wenn die Redaction die darin ausgesprochenen Ansichten nicht theilt. Es muß die Sache nur von allgemeinem Interesse sein und eine Betrachtung von verschiedenen Seiten sich empfehlen. Anonym: Einsendungen dagegen bleiben stets unberücksichtigt.

Alter Korn in einem neuen Fasse. — Eine Epistel für Jedermann, der diese Zeitung liest — Obgleich Amerika vor 1492 noch nicht entdeckt war, lebten die Bewohner der alten Welt doch schon in der dunklen Ahnung, daß es drüben über dem großen Wasser noch ein großes schönes Land geben müsse. Sie erzählten sich die herrlichsten Wunderdinge von diesem Lande, doch wagte sich vor Columbus Keiner an die schwierige Aufgabe, dieses Land zu entdecken. Als nun Columbus energisch und sicher für sein Project eintrat, fand er nirgends Beistand, hingegen versuchte man seine wohl durchgedachten Pläne zu vereiteln. So geht es uns Breslauer Socialdemokraten. Das eigene Local, das Volkshaus, ist für uns gegenwärtig das unentdeckte Land. Es lebt in den Köpfen der Genossen und jeder blickt sehnsüchtig in die Zukunft, ob es nicht bald am Horizont auftaucht, da sie von seinen Vortheilen und Vorzügen sehr wohl überzeugt sind. Wagt sich jedoch Einer an die Entdeckung, indem er den Weg hierzu vorzeichnet, dann thut es ihm von allen Seiten entgegen: „Was haben wir mit Dir zu schaffen? Die Stunde der Localfrage ist noch nicht gekommen.“ Doch findet sich hoffentlich auch für uns der Columbus, der mit Thatkraft und Energie die Entdeckung des neuen Landes in die Hand nimmt. Allen Genossen, aber ist dann zu empfehlen, daß sie kräftig die Flotte ausrusten helfen, welche dazu nöthig ist, überall die Bahn zu öffnen, die man betreten muß, um die dazu erforderlichen Geldmittel zu erlangen. Wenn wir unsere gegenwärtige Lage betrachten, so finden wir, daß unsere Bewegung eine sogenannte kleine Localbewegung ist. Es stehen uns eine beträchtliche Anzahl kleiner Locale zur Verfügung. Kein Mensch wird behaupten wollen, daß uns ein derartiger Zustand auf die Dauer befriedigen könnte. Doch haben wir mit den gegenwärtigen Verhältnissen zu rechnen und müssen wir diejenigen Wirthe, welche ihre Localitäten uns jeder Zeit zur Verfügung stellen, einigermaßen zu entschädigen versuchen. Es giebt ja eine Anzahl Wirthe, welche durch unseren Verkehr ihre sichere Existenz haben. Demgegenüber steht aber die Zahl D'rrenten, welche kaum in der Lage sind, sich über Wasser zu halten. Dann kommen die fortwährenden Scheerereien mit der Polizei hinzu, welche unseretwegen den Gastwirthten das Leben oft recht sauer machen. Wir nennen hier einmal speciell die Villa Liebig an der Rosenthaler-Chaussee. Der Wirth, Herr Przewloka, ein Arbeiter, ist eine alte ehrliche Haut, der es vollauf verdient, daß man sich von ihm als Gastwirth verpflegen läßt. Er wird sich stets unseres Entgegenkommens würdig zeigen und nur das Beste an Speise und Trank vorsetzen. Das Local selbst, mit einem Gesellschafts- und zwei Nebenzimmern, bietet einen sehr gemüthlichen Versammlungsort, vorausgesetzt, daß sich gemüthliche Menschen daselbst niederlassen. Ein Flügel zur musikalischen Unterhaltung steht zur Verfügung. In der schönen Jahreszeit, an deren Schwelle wir jetzt stehen, wird ein Spaziergang nach „Villa Liebig“ und ein Aufenthalt in dem davorliegenden Garten als ein besonderer Genuß zu verzeichnen sein. Wir ersuchen daher alle Genossen, die „Villa Liebig“ in ihr Sonntags-Programm aufzunehmen. — St.

Schlesien.

Liegnitz. Verächtliche Beugnehmend auf die Correspondenz in Nr. 51 erkläre ich, daß ich weder Vertrauensmann der socialdemokratischen Partei bin, noch habe ich mich dahin ausgesprochen, daß die Socialdemokraten bei der Stichwahl im hiesigen Kreise für die Antisemiten stimmen sollen.

Achtungsvoll

S. D. Berger.

Oblau. Eins der schmutzigsten Viertel unserer Stadt dürfte wohl, wie wir weiter unten zeigen werden, der Steindamm sein. Wenn z. B., wie es jetzt gerade der Fall ist, der Schnee zu schmelzen anfängt, so ist die Straße dieses Stadtviertels Wochenlang einem der stumpfigsten Moräste ähnlich. Einem Fußgänger ist es unmöglich die Straße ohne langschäftige Stiefeln zu passieren und oft bann noch der Gefahr ausgeht die letzteren womöglich im Schmutz stecken zu lassen. Denn am Sonntag, den 26. v. M., zwischen 12 und 1 Uhr Mittag, blieb thätlich ein ungefähr 6 Jahr altes Mädchen, Namens Fiasche, im Schmutz stecken. Das Kind schrie und die Zuschauer nötigten das Kind nach Rückwärts zu gehen. Ein Mann, der nun auf das Kind zuging und es aus seiner jämmerlichen Lage befreite, wurde dabei gewahrt, daß das Mädchen außer Stande war, sich selbst zu befreien, da selbige bis hoch über den Knöcheln im Schmutz steckte. Außerdem ist den Bewohnern des Steindammes die Möglichkeit genommen, gutes Trinkwasser zu erhalten. Ein Brunnen befindet sich, von der Stadtverwaltung unterhalten, auf diesem Viertel nicht. Es sind zwar einige Brunnen in den Gehöften oder Gärten einiger Hausbesitzer des Steindammes, aber bei den meisten dieser Brunnen befindet sich gleich in nächster Nähe die „Dünnergrube“. Soweit wir nun hierüber informiert sind wird das Trinkwasser von einem Teile der Bewohner in dem angrenzenden Dorfe Baumgarten geholt, ein anderer Theil holt dies in einer Entfernung von einer viertel Stunde. Das nächste Stadtviertel, das dem Steindamm in Bezug auf Reinlichkeit sehr ähnlich steht, ist der Weg von der Weizischen Brauerei bis zum Gasthof „zum weißen Kopf“ und von da bis an die Kornstraße Wirtschaft. Auch hier ist man außer Stande, ohne Stiefel bekleidet, den Weg bei der jetzigen Zeit zu passieren.

Bei trockener Jahreszeit hingegen wirbelt dicke Staubwolken empor, wenn, wie es hier gerade der Fall ist, der Wagenverkehr ein großer ist. Es wäre höchst erwünscht, wenn unsere Stadtväter einmal dieser Frage näher treten würden, und in Bezug auf Reinlichkeit der Straßen ein größeres Augenmerk richten mögen. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, daß endlich einmal in dieser Beziehung für die bezeichneten Stadtviertel etwas Nützliches geschieht.

Deutsch-Wartenberg, 28. Februar. Und es ward Licht! Den Bemühungen der Socialdemokraten von Neufahr a. D. gelang es, in unserem hochkatholischen Deutsch-Wartenberg einen Saal zu einer ersten Volksversammlung zu erlangen, und zwar — man staune — den „Rathskeller“. Dieser war zur festlichsten Zeit zu Erdbrücken voll, auf der Treppe und in dem Nebenzimmer standen viele Einlabende, welche keinen Platz finden konnten. Als Genosse Stöck-Grünberg, sein Referat über „Die Ziele der Socialdemokratie und die Militärvorlage“ beginnen sollte, verlangten die in ziemlicher Stärke erschienenen Mitglieder des katholischen Gesellenvereins, welche die Sprengung der Versammlung als beabsichtigt vorher erkennen ließen, unter größtem Höllenlärm, als Vorkommenden den Herrn Pfarrer Hilfe. Diesem Verlangen wurde stattgegeben und nahm der Herr Pfarrer sofort das Wort um seinen lieben Getreuen vor den Socialisten, den Egerführern (!), den Revolutionären (hrr!) u. s. w. recht grüßlich zu machen. U. A. appellierte er an das Nationalitätsgesühl der Anwesenden und behauptete, daß es schlecht sei, sich selbst eine bessere Lage erringen zu wollen; die Regierung thue alles Gute für die Arbeiter und dieselben müßten warten, bis die Reihe an sie käme u. s. w. in lieblicher Rede. Sollte den Warten — dergern das Warten nicht zu lange dauern! Sonst müßte der Herr keine besonderen Weisheiten auszukramen, jeden zweiten oder dritten Satz schloß er mit den pathetischen Worten: „Mit solchen Leuten (den Nothen) wollen wir „absolut“ nichts zu thun haben“, sodas unsere Genossen diesen Refrain immer im Chorus mit anstimmen konnten. In elephischem Tone beklagte sich der Herr Pfarrer darüber, daß die Socialisten in Wartenberg überhaupt ein Local bekamen. Schließlich forderte er die Anwesenden auf, die Socialisten unter sich zu lassen und fort zu gehen. Ein Theil verschwand um — durch die Hintertür wieder in den Saal zu kommen. Durch den unter Lärm stattgehabten „Rückzug“ der Gesellenvereiner müßte die Versammlung auf 15 Minuten vertagt werden. Gegen 200 Personen waren es, welche dem nun folgenden Referate des Genossen Stölpe mit Aufmerksamkeit lauschten. Derselbe unterzog zunächst die Handlungsweise des Herrn Pfarrers, den Gegner vor seiner Rede mundtot machen zu wollen, einer scharfen Kritik, speciell die Intoleranz der katholischen Kirche betonend. An der Hand des Parteiprogramms legte der Redner sodann die Ziele der Socialdemokratie auseinander, Punkt für Punkt mit statistischen u. Nachweisungen erklärend. Die heutige Wirtschaftsweise „das Wesen der vom Herrn Pfarrer gerühmten Altersversicherung“ u. s. w. berührend, ging der Referent zum zweiten Theile seines Vortrags, der Militärvorlage über. Während Herr Hille es als großes Glück betrachtete, wenn Jemand Soldat wird, entfernte Genosse Stölpe die so prächtige Hülle, indem er auf den Kern des Ganzen, die Soldatenmishandlungen, Selbstmorde u. s. w. in der Armee, die ungleichen Dienstverhältnisse der einzelnen Truppenteile und auf die riesige Schuldenlast, welche uns durch den Militarismus auferlegt ist, hinwies. Daß Niemand der Anwesenden, als er von den hohen Schuldensummen erfuhr, in Ohnmacht fiel, ist der Vorsorglichkeit des Referenten zu verdanken. Unterhalb Stunden dauerte der vorzügliche, von fortwährendem Beifall begleitete Vortrag des Genossen Stölpe, welcher es verstand, durch passende Gleichnisse sogar auf das strenge Gesicht des gestrenghen Herrn Bürgermeister's manches Lächeln zu zaubern. Bei Schluß der Versammlung wurde ein Vers der Marxkassette gesungen, worauf Alle in größter Ruhe den Saal verließen. — Wir können mit diesem ersten Vorstoß in Wartenberg sehr zufrieden sein, umso mehr als auch viele Landleute aus der Umgegend, welche die Ausführungen des Referenten als richtig

erkannten, dies durch lebhaftesten Beifall documentirten. — Es wird noch viel heller in und um Wartenberg werden! — Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Lüge des hiesigen „Nieder-schlesischen Tageblattes“ festnageln. Dasselbe schreibt über obige Versammlung u. a.: Nach der Rede des Pfarrers Hille mußten die Socialdemokraten nichts Besseres zu thun, als mit ihren Frauen das Tanzeln zu schwitzen u. s. w. — Bürgerliche Soldschreiber dürfen eben nicht die Wahrheit schreiben.

Gerichtliches.

Die Eislebener Affäre vor Gericht.

(Fortsetzung.)

Vor Eintritt in die Verhandlung erklärt Rechtsanwalt Heine: Es sei gestern Abend mitgeteilt worden, daß der Angeklagte Liebau einigen Zeugen, u. a. auch dem Bergmann Winkler, Vorwürfe gemacht habe, daß sie für die Vergleute ungünstige Aussagen gethan haben mit dem Beibehalten: „Morgen wird es anders kommen.“ Rechtsanwalt Keil erwidert, daß Liebau diese Vorwürfe deshalb gemacht, weil die Zeugen bei ihrer Vorvernehmung in Sachen der Vertheidigung vor Justizrat Hof-Eisleben anders, resp. mehr zu Gunsten der Vergleute ausgesagt hätten. Der Präsident ermahnt dann die wiederum erschienenen Zeugen, sich durch nichts verleiten zu lassen und nur die Wahrheit zu sagen. Sodann beantragt Rechtsanwalt Heine die Vernehmung eines Zeugen, der beklunden soll, daß Polizeiergeant Köhler am Tage vor der Versammlung eine Person aufgefordert hat, in die Versammlung zu gehen, und zwar mit den Worten: „Gehen Sie nur hin; da werden Sie schon etwas erleben; es ist alles vorbereitet.“ Ferner wird die Ladung eines Zeugen deantragt, der darüber Aufklärung geben soll, daß ein reichstreuere Bergmann, der von einem Zeugen abgeathen wurde, in die Versammlung zu gehen, darauf erwidert hat: „Ich gehe doch hin, da giebt es Wische fürs Vaterland!“ Darauf wird mit der Beweisaufnahme fortgefahren.

Zeuge Böhler, Entlastungszeuge für die Vergleute beklundet, daß Vieihaupt keine Sachen demolirt habe und auch Liebau nicht auf dem Dache gewesen sei.

Zeuge Tischlermeister Hubert soll beklunden, daß bei dem Gastwirth Kallmeyer schon vor der Versammlung Knüppel und Stöcke bereit gelegt waren, um die Vergleute am Sonntag zu schlagen. Zeuge erklärt, daß er vor Sitzsitzenden der Versammlung bei Kallmeyer gewesen sei und gesehen habe, daß Knüppel und Stöcke dort bereit lagen, und zwar dieselben Gegenstände, die ihm, Zeugen, von Kallmeyer nachher als die mitgebrachten Werkzeuge der Vergleute gezeigt worden seien. Der Zeuge erklärt ferner, das das Oberlichtfenster nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen herausgeschlagen worden da das Fenster demgemäß eingeseht gewesen sei.

Zeuge Kallmeyer erklärt, daß sich das Oberlichtfenster locker in seinem Rahmen befunden habe, und wohl von außen nach innen hineingeschlagen sein könne. Daß er dem Zeugen Hubert Knüppel und dergl. gezeigt, bestrittet er.

Die Zeugen Pittmann, Niesche, Enke und Volkland sollen beklunden, daß die Socialdemokraten angegangen haben, was denselben aber nachzuweisen unmöglich ist.

Hierauf werden die von Rechtsanwalt Heine benannten 21 Zeugen vernommen, durch welche nachgewiesen werden soll, daß die Vergleute sich gegenseitig verabredet haben. Zeuge Friedrich Kirkm: „Als ich am 31. Mai nach Eisleben kam, um die Versammlung zu besuchen, sagte mein Vetter zu mir: Es ist gut, daß Du eine Wache aufhast, sonst hättest Du auch Wache gekriegt. Ich sagte darauf zu meinem Vetter: Na, Du hast doch auch einen Hut aufgesetzt, worauf selbiger erklärte: Den habe ich nur aufgesetzt, um in die Versammlung zu kommen und alles übersehen zu können. Als ich darauf in ein Restaurant ging, dessen Wirth ich noch heute nicht nennen kann, erklärte mir der Wirth, daß das Vorgehen der Vergleute abgeartet sei und dieselben heute Freibier bekämen. Ich habe auch gehört, wie Köhler den Vergleuten, die Viehhof verhaßen hatten, zurief: Nun thut schnell eure Stöcke weg, damit nichts passiert!“

Zeuge Robert Otto, Handelsmann aus Mherleben, und nicht Socialdemokrat: „Ich hatte hier in Eisleben geschäftlich zu thun und ging in Wachsmuths Local, wo ich hörte, daß mehrere Vergleute recht erregt über Prügeleien sprachen. Unter Anderem fiel auch die Aeußerung: „Wir wollen die Socialdemokraten auseinanderprügeln.“ Wir lassen Hoffmann fünf Minuten sprechen und dann sprengen wir die Versammlung.“ Darauf kam ein anderer Bergmann und sagte: „Ihr schlaaf ja für 50 Pfennige Leute todt, Ihr sollt Euch was schämen!“ worauf jener Bergmann von einer Person, und das war Liebau, bedroht wurde. Liebau machte den Vorschlag: „Wir setzen uns im Local links an die Thür und wenn Hoffmann 5 Minuten geredet hat, dann bringen wir ein „Hoch“ aus auf den Bergtrath Leuschner und das ist das Signal zum Anspringen.“ Ein anderer Bergmann machte wieder den Vorschlag: „Wir setzen uns an die Thür und jeder, der herein kommt, der muß sterben!“

Zeuge Männicke hat ähnliches bei Wachsmuths gehört, unter Anderem auch die Worte: „Wir wollen Hoffmann und Franke todt schlagen und alles demoliren!“ Der Zeuge ist, nachdem die Vergleute abmarschirt waren, sofort in die Versammlung gegangen und hat dort über das Gehörte Kunde gegeben.

Schlossermeister Karl Netze aus Halle: „Ich fuhr nach Eisleben, um die Versammlung, wo Hoffmann reden sollte, zu besuchen. Bevor ich aber in die Versammlung ging, traf ich in einem Restaurant (Wachsmuth) ein Glas Bier und gewahrte dort, wie mehrere Vergleute mit Knüppeln, Stöcken, Messern und Gummischläuchen mit Eisenrauben bewaffnet, dasstanden. Auf mein Befragen, was denn hier los sei, antwortete einer der Vergleute: „Wir sollen die Versammlung sprengen; dafür bekommen wir Freibier und eine Schicht.“

Zeuge Agent Sander: „Ich wohnte in der Nähe des „Preußischen Hof“ und sah am Nachmittage des 31. Mai, wie große Truppen Menschen mit Gummischläuchen, Stöcken und eisernen Bösen nach dem Versammlungslocal zogen. Einer von den Personen rief: „Heute schlagen wir sie todt, daß die Hunde Blut lecken müssen!“ Ich glaubte erst, es seien fremde Socialdemokraten, überzeugte mich aber bald, daß es Vergleute waren. Derselben Nachmittags kam auch ein Vorstandsmittglied des reichstreuere Vereins zu mir, und

traute: „Nun, wolltest Du denn nicht mitgehen; Du wirst Dich doch nicht ausschließen.“ Gleich darauf ging ich in das Versammlungslocal und sah dort die Schlägerei, woran sich Liebau und Wunderlich, letzterer mit einer Kaunlatte, betheiligten. Einer der Beschlagenen rief den Vergleuten entgegen: „Du, Kamerad, was machst Du denn; ich bin ja ein Bergmann!“ Ein aus dem Fenster lebender Marktschreiber, der die Behandlung Blichhofs seitens der Vergleute mit anfang, rief aus dem Fenster heraus: „Das ist ja viehisch, wie der Mensch behandelt wird; schreiet denn da niemand ein?“ Zeuge macht bei seinen Angaben über die Beobachtung des Vorganges widersprechende Aussagen, weshalb Staatsanwalt Göhe und Rechtsanwalt Keil das Zeugniß auf seine Glaubwürdigkeit anzuweisen und deshalb beantragen, die Aussagen des Zeugen genau zu protokolliren. Auf Befragen des Staatsanwalts, ob Zeuge vorbestraft sei, erklärte dieser: „Ja, einmal wegen Betrugs und einmal wegen Körperverletzung.“ Auf Befragen des Rechtsanwalts Heine, ob er, Zeuge, Socialdemokrat sei, erklärte derselbe: „Nein! mein Sohn ist Beamter bei der Gewerkschaft!“

Schuhwaarenfabrikant Wellbaum = Weissenfels: „Ich stand mit einem Bekannten vor jenem Locale und sah eine große Anzahl Menschen, aus deren Wesen wohl anzunehmen war, daß sie beabsichtigten, mit vereinten Kräften etwas zu begehnen. Ich ging durch die Massen ohne gemüthandelt zu werden und beabsichtigte, die Polizei zu Hilfe zu rufen, vernahm aber unterwegs auf der Straße, wie ein Verleser einen Polizeiergeanten um Hilfe anrief, mit den Worten: „kommen Sie doch mit, ich bin geschlagen!“ worauf der Beamte sagte: „Warum gehen Sie denn dahin!“ und seines Weges ging. Zeuge erklärt, darauf wieder nach dem Local gegangen zu sein, von wo er, als er bedroht wurde, auf den Boden eines in der Nähe des „Preußischen Hof“ belegenen Hauses geflüchtet sei, wo er sich bis halb 6 Uhr aufgehalten habe, um nicht überfallen zu werden. Auf Befragen des Rechtsanwalts Keil, weshalb der Zeuge geladen sei, da doch die Aussagen desselben schon öfter wiederholt seien, erklärt erster Staatsanwalt Göhe: „Das ist ein Genosse!“

Bergmann Thomalla beklundet, sich im Dittschachte mit mehreren Vergleuten besprochen zu haben, in die Versammlung zu gehen.

Bergmann Opitz erklärt, daß am Nachmittage der Versammlung der Bergmann Böhler zu ihm gesagt habe: „Ich muß in die Versammlung, die 4. W. kriegen wir doch nicht umsonst!“

Wäcker Günther, Bierkutscher: „Ich war am Vormittage des Versammlungstages in Wolfrode (einer Datschaft bei Eisleben) und sah, wie ein Mann herumging und sagte: „Die Kriegervereinsversammlung kann heute abend nicht stattfinden, wir müssen heute Nachmittage nach Eisleben!“ Eine Wirthsfrau dortselbst habe auch gesagt, daß eine Störung bereitet würde und schon viel darüber gesprochen worden sei. Zu ihm, Zeugen, habe jene Frau aber gesagt: „Seien Sie aber still und sprechen Sie darüber nicht, die Leute kriegen ja bei uns Freibier.“

Zeuge Schmitz, Vorstandsmittglied des reichstreuere Vereins erklärt, daß nicht beschlossen sei, die Versammlung zu besuchen, oder Leute dorthin zu commandiren. Gesprächsweise habe er allerdings zu einigen Personen gesagt: „Geht doch mal hin!“ Rechtsanwalt Heine erklärt hierauf, daß ihm soeben vom Redacteur Hoffmann mitgetheilt worden sei, daß ein hinter Hoffmann stehender Zeuge soeben gesagt habe: „Es giebt doch einmal Prügel!“ Der Präsident läßt die betreffende Person vorrufen, welche aber bestrittet, diese Aeußerung gethan zu haben.

Dem Bergmeister Schrader, der auf Antrag des Rechtsanwalts Heine als Zeuge geladen worden ist, wird vom Präsidenten vorgeladen, daß seitens der Vertheidigung behauptet wird, er, der Bergmeister, habe gelegentlich eines Gesprächs mit Schmitz gesagt: „Daß das so weit gekommen ist mir nicht angenehm. Die Vergleute sollten nur die Versammlung besuchen, aber nicht solche scandaalösen Dinge anrichten.“ Hierauf erklärt Zeuge: „Das ist mir nicht erinnerlich.“ Rechtsanwalt Heine stellt an den Zeugen die Frage: „Wissen Sie, Herr Bergmeister, daß die Vergleute für den Besuch jener Versammlung in irgend einer Form eine Vergütung von der Gewerkschaft bekommen haben,“ worauf Zeuge entgegnete: „Das ist nach unseren Traditionen unmöglich, mir ist nichts bekannt.“ Rechtsanwalt Heine findet es eigenthümlich, daß die Gewerkschaft seinerzeit nicht klagbar gegen den Redacteur Hoffmann vorgegangen ist, der diese Behauptung durch seine Zeitung verbreitet habe. Der Präsident giebt nunmehr bekannt, daß nach den Erklärungen des Bergmeisters Schrader kein Schimmer der Vertheiligung mehr auf der Gewerkschaft laste.

Zeuge Weiß, damals nicht Mitglied des Arbeiterbildungsvereins: „Ich bin von Liebau aus der Versammlung herausgeworfen worden mit den Worten: „Dich nehmen wir auch für voll; Du sollst Dich um ein seltsames Eade bekümmern.“

Bahnarbeiter Zoltmann: „Ich war im Restaurant jenes Locales und wurde nach Hause gerufen, wo ich einen ziemlich bejahrten Mann erblickte, der von den Vergleuten ganz erheblich mishandelt war. Da noch mehrere verletzte Personen zu mir hereinzuströmen suchten, machten die Vergleute Anstalten, als ob sie das Haus stürmen wollten, aus welchem Grunde ich die Thüre verschloß, sodas sie nicht in das Haus eindringen konnten.“

Zeuge Kranzbinder Werner beklundet, daß er Glas bei dem Excess mit einem Spaten bewaffnet gesehen habe.

Zeuge Strzelewicz erklärt, daß er, um sich über die Vorgänge bei dem Excess zu informieren, nach Eisleben gefahren sei, und unter der fingirten Angabe, im Auftrage eines Wahlbätigvereins zu kommen, Ausforschungen in der Wohnung Liebau's und Wunderlich's vorgenommen habe, wobei Wunderlich erklärte, sie, die Vergleute hätten unter sich beirathen die Versammlung zu beluchen. Staatsanwalt Göhe kennzeichnet den Zeugen, da er sich unter falschem Vorgehen zu den Angeklagten begeben habe, als einen Detectiv der Socialdemokratie. Nach einer kurzen Contraverse zwischen der Staatsanwaltschaft und dem Präsidenten über die Vernehmung des letztgenannten Zeugen, wurde die heutige Sitzung, in welcher annähernd 60 Zeugen vernommen worden sind, geschlossen.

Berlin. Ein Nachspiel zum Proceß Abwardt. Der Proceß Abwardt, der im Monat December 1892 vierzehn Tage lang wohl die ganze civilisirte Welt in Spannung hielt, erhält ein Nachspiel vor dem Schwurgericht des königlichen Landgerichts Berlin I. Wie erinnerlich sein dürfte, brachte das am Montag, den 28. November 1892 erschienene „Kleine Journal“, also am Tage vor Beginn des Abwardt-Proceßes, einen längeren Artikel, der die Ueberschrift: „Ein Freiwille bei Abwardt im Strafgefängnis Bismarck“ trug und mit „N. S.“ unterzeichnet war. Aus dem Inhalt dieses Artikels ging hervor, daß der Verfasser am Sonntag, den 27. November, den damals im Wahlkreise Friedeburg-Minswalde zur Stichwahl stehenden Abwardt in Bismarck besuchte und eine längere Unterredung mit ihm gehabt hat. Bei dieser Gelegenheit soll, so ging wenigstens aus dem Inhalt des Artikels hervor, Abwardt geäußert haben, er werde alles aufbieten, um den am 29. November gegen ihn beginnenden Proceß wegen der bekannten Judenlistenschrift zur Vertagung zu bringen, damit der Reichstag in die Lage komme, die Einstellung des Verfahrens zu beschließen. Als nun Abwardt, bezw. sein Verteidiger, Rechtsanwalt Hertwig, gleich nach Eröffnung der erwähnten Proceßverhandlung Antrag auf Vertagung stellte, bezeichnete der Erste Staatsanwalt Drescher, unter Hinweis auf den erwähnten Artikel im „Kl. Journal“, die Vertagungsanträge als eine beabsichtigte Verschleppung. Abwardt bezeichnete den Inhalt des Artikels als unwahr. Er bestritt, die darin angegebenen Äußerungen gemacht zu haben, aus diesem Grunde wurde auf Antrag des Staatsanwalts beschlossen: den Verfasser des Artikels, Redacteur Richard Salting, als Zeugen zu laden. Als letzterer erschien, erklärte Abwardt: Salting habe ihm seinen Namen nicht genannt, auch nicht gesagt, daß er Redacteur des „Kl. Journal“ sei, er würde ihn sonst nicht empfangen haben. Salting habe sich auf einen Mitarbeiter der „Staatsb.-Ztg.“ berufen, von diesem Grüße überbracht und dadurch bei ihm den Glauben erweckt, daß er der Redaction der „Staatsbürger-Zeitung“ nahe stehe. Er habe sich deshalb lange mit Salting unterhalten und ihn ersucht, bei seiner Familie in der Schulendorferstraße und auch in der Redaction der „Staatsbürger-Zeitung“ Verschiedenes zu bestellen, er habe aber den Salting ausdrücklich gebeten, nichts in die Presse zu bringen. Arbeitsinspector Schmidt vom Strafgefängnis Bismarck hat dies in der Verhandlung sofort zeugensmäßig bestätigt und hinzugefügt, er habe geglaubt, Salting sei ein Parteigenosse Abwardts, andernfalls hätte er denselben nicht vorgelassen. Er habe nicht nur gehört, daß Abwardt zu Salting sagte: „Bringen Sie aber vorläufig nichts in die Presse“, sondern er (Schmidt) habe sich dieser Bitte logisch angeschlossen, mit dem Hinzufügen, daß er andernfalls Unannehmlichkeiten haben könnte. Salting soll jedoch in der Verhandlung am 29. November unter seinem Eide erklärt haben, daß davon, er solle nichts in die Presse bringen, keine Rede gewesen sei. Gegen Salting wurde deshalb bald darauf das Verfahren wegen öffentlichen Meineids eingeleitet. Am 7. December 1892 wurde er auch wegen Falschzeugens verurteilt. Salting habe sich nun vor den Geschworenen wegen wissentlichen Meineids zu verantworten. Die Geschworenen verneinten die Schuldfrage sowohl auf wissentlichen wie auf fahrlässigen Meineid. Der Angeklagte wurde daraufhin freigesprochen.

Die Verhaftung von Arbeitlosen vom 31. Januar d. Jahres im Volksgarten hatte bekanntlich einen etwas erregten Nachklang, indem es auf dem Ringe zu mehreren Verhaftungen kam. Sämtliche Verhaftete wurden bald wieder entlassen bis auf den aus Königsbühl stammenden Fischer Albrecht Kuhl. Dieser sowohl als der Schneider Julius Kadel und der Arbeiter Rüdiger, letztere aus Breslau stammend, standen am Sonnabend vor dem hiesigen Schöffengericht, um sich wegen einer Anklage aus §§ 116 und 125 R.-St.-G.-Buch zu verantworten. Das Schöffengericht verurteilte Kadel zu einer Woche und Kuhl und Rüdiger zu je einem Monat Gefängnis; bei Kuhl wurde die Strafe als durch die Untersuchungshaft verbüßt erachtet.

Parlaments-Berichte.

Original-Berichte der „Volkswacht.“

Deutscher Reichstag.

58. Sitzung am 4. März 1893.
1 Uhr.

Die Beratung des Postetats wird fortgesetzt. Abg. v. d. Schulenburg (cons.) wünscht, die Telephon-Anstalten nicht nur den Telegraphen-Anstalten nicht zu sehr bevorzugt werden. Er empfiehlt ferner eine anderweitige Regelung der Gebühren für den Zeitungsvortrieb, die Gebühren sollten aber nicht nach dem Zeitungspreise bemessen werden, zumal gerade die Zeitungen am billigsten sein, die am meisten wüßten.

Staatssecretär Dr. v. Stephan erwidert, er würde für Anzeigen über Indiscretionen bezüglich privater Telephon-Gespräche dankbar sein. Eine Besserstellung der Postage-Abgaben veranlassen. Eine Abänderung der Postzeitungsgebühr sei schwierig. Sie würde Verschönerungen im Preise der Zeitungen hervorbringen, deren in Deutschland 7416 mit 729 1/2 Millionen Exemplaren jährlich erscheinen. Bei der Post dürfte es nur auf die Leistung, nicht auf die Tendenz ankommen. Setze man die Zeitung zu Grunde, so komme die Abonnement-Vermittlung und die Beförderung der Exemplare in Frage. Zur Beratung einer Neuordnung der Gebühren auf dieser Grundlage werde im Frühjahr eine Konferenz mit bayrischen und württembergischen Delegirten stattfinden. Sollte dieselbe zu einer Verständigung führen, so werde daraufhin eine Vorlage gemacht werden.

Abg. v. Rudell (Rp.) erwidert auf die gefügigen Ausführungen Rudell, daß jeder Beamte auf seine Beamten-Eigenschaft Rücksicht nehmen müsse. Das Vorgehen der Postverwaltung gegen den Postassistentenverein sei deshalb gerechtfertigt. Wollte jede Beamtenklasse so vorgehen, wie der Verein, so würde das Ansehen des gesamten Beamtenstandes geschädigt. Auch über die Sammlung von Geldern der hiesigen Beamten sei die Verwaltung kein Wort zu machen; die Beamten hätten in dem Besonderen gehandelt, ihr Schicksal zur Verringerung einer Nothlage beitragen zu dürfen. Daß die Lage der Postbeamten

nicht so schlecht sei, wie man sie darstelle, bewisse der Zubrang zu den postalischen Stellen. Die Verdienste des Staatssecretärs seien im Inlande wie im Auslande allgemein anerkannt; wir hätten alle Ursache stolz auf ihn zu sein. (Beifall.)

Abg. Dr. Bauernbach (fr.) befürwortet Erhöhung der Gewichtsgrenze für einfache Briefe; wenigstens sollte das Post-Strasporto wegfallen. Kleinliche Maßregeln gegen den Postassistentenverband seien unberechtigt, so lange der Verband auf gesetzlichem Boden stehe. Der Beamte dürfe seine staatsbürgerlichen Rechte ebenso üben wie jeder Andere, wenn er nur die Pflichten seines Amtes nicht verletze. Wenn behauptet werde, die Leute kämen im Verbands nur in einen beständigen Laumel von Genüssen, so hätten sich die Teilnehmer an dem Congreß des Bundes der Landwirthe auch nicht als Mitglieder vereint erwiesen. Die Zahl der Hilfsarbeiter müsse durch etatsmäßige Anstellungen vermindert werden. Daneben seien die Dienstalterzulagen einzuführen. Die Post-Unterbeamten sollen sich vielfach der Socialdemokratie zugewendet haben, was jedenfalls kein Beweis für die Zufriedenheit der Beamten sei.

Director im Reichspostamt Fischer: Die Beamten müßten allerdings einer Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte unterliegen, so in Bezug auf die Freizügigkeit, die Pressefreiheit, die Gewerbefreiheit und zum Theil auch auf die Wahlfreiheit. Ohne Verkürzung des letzteren Rechts müßte am Wahltag jeder Verkehr eingestellt werden. Eine gute Verwaltung könne sich nicht auf eine regressive Thätigkeit beschränken, sie müsse vorbeugen, damit sie möglichst wenig strafen müsse. In keiner andern Verwaltung kämen die Leute so jung zu einem Gehalt wie bei der Post. Die etatsmäßigen Stellen würden nach Maßgabe des Bedürfnisses vermehrt. Durch die Einführung der Dienstalterzulagen würde eine große Zahl von Unterbeamten schlechter gestellt werden. Die socialdemokratische Agitation werde von Ansen in die Reihen der Postunterbeamten hineingetragen und sie finde Boden in der irrigen Annahme, daß die Abgeordneten der socialdemokratischen Partei im Reichstage die einzigen seien, die sich der Unterbeamten annähmen.

Abg. Vollrath (fr.) Seine frühere Popularität schiene den Staatssecretär veranlaßt zu haben, auf seinen Vorbeeren auszurufen. Eine Revision des Postzeitungsgebührenartikels werde er freudig begrüßen, doch dürfe dabei keinerlei Rücksicht auf die Tendenz der Zeitungen genommen werden. Redner hält im Uebrigen gegenüber dem Staatssecretär seine gestrigen Angaben aufrecht. Irrig sei die Angabe des Staatssecretärs, daß der Assistenten-Verband ein Deficit gehabt und daß seine Mitgliederzahl zurückgehe. Das Gegenteil sei der Fall.

Abg. Liebermann von Sonnenberg (Anti.) ist durchaus für Disciplin und meint auch, daß die Beamten als solche theilweise in ihrem staatsbürgerlichen Rechte beschränkt seien. Aber es gebe doch eine Grenze und über diese sei vielfach seitens der Postverwaltung hinausgegangen worden. So habe man antimilitärische Beamte strafverurteilt. Der Post-Assistenten-Verband verstoße nicht gegen die Gesetzgebung und nicht gegen die Interessen des Dienstes. Er entbehre auch keineswegs der idealen Interessen. Wie rechtfertige sich da die Maßregelung der dem Verband angehörigen Beamten? Sogar das Telegraphen- und das Briefgebühren seien in der Verletzung des Verbandes verlegt worden. In Straßburg habe man die Adressen der Empfänger von Briefen festgestellt, um zu ermitteln, welche Beamten zu dem Verband gehören. Beamte seien unter Androhung der Dienstentlassung gezwungen worden, Angaben über Verbandsmitglieder zu machen. Feindschaft müsse es auch berühren, wenn gesagt werde, daß die verschuldeten Beamten die eifrigsten Mitglieder des Verbandes seien. Man müsse sich bei der seitens des Staatssecretärs erfolgten Verlesung eines ihm „in die Hände gefallen“ Briefes unwillkürlich fragen, ob es öfter vorkomme, daß der Postverwaltung Privatbriefe „in die Hände fallen“.

Director im Reichspostamt Fischer sagt Untersuchung der vom Vorredner erwähnten Specialfälle zu.

Abg. Städter (cons.) giebt den Postassistenten das Zeugniß, daß sie tüchtige Männer sind. Die Maßregelung des Assistentenverbandes sei nur geeignet, die Leute unzufrieden zu machen. Er habe das Gefühl, als sei die Postverwaltung dem Verbands gegenüber auf einen falschen Strang geraten. Um die Disciplin zu sichern, gebe es andere Mittel. Das genossenschaftliche Zusammenhalten sollte man pflegen, anstatt es zu hindern. Redner befürwortet die Einstellung des Postdienstes am Sonntag Nachmittags.

Staatssecretär Dr. von Stephan: Eine Ersetzung dieses Nachmittagsdienstes durch einen Mittagsdienst von 12 bis 1 Uhr werde erwogen. In dem Postassistentenverbande seien sehr freche Aeusserungen gefallen, die wohl geeignet waren, die Autorität zu untergraben. Die Verwaltung werde deshalb ihr Verhalten gegenüber dem Verband nicht ändern. Der der Verwaltung vorwurfsweise Betrugsmißbrauch lasse sich nicht beweisen, wohl aber sei das Vertrauen der Behörden mißbraucht worden. Von einem Kennen der Verhältnisse seien ihm die Führer des Verbandes theils als Idealisten, theils als Egoisten und Streber geschildert, deren Eitelkeit es ihm schwer, einmal eine Rede halten zu können, und die die jüngeren Collegen zu übermächtigen Ausgaben verleiteten.

Auf eine Anregung des Abg. Samhammer (freis.) giebt Staatssecretär von Stephan zu, daß das Paketporto nach Amerika zu hoch sei. Einseitig könne aber Deutschland nichts daran ändern.

Nachdem noch Abg. Groeber (Centrum) für den Post-Assistentenverband eingetreten, wird die Weiterberatung auf Montag vertagt.

Abgeordnetenhaus.

45. Plenar-Sitzung vom 23. Februar 1893.
11 Uhr.

Das Haus legt die zweite Etatsberatung mit dem Etat der Berg-, Hütten- und Salinen-Verwaltung fort und zwar beim Einnahmetheil der Hütten.

Abg. Dr. Arendt (freis.) weist als Hauptursache der Mindereinnahme aus den Hütten die Entwerthung des Silbers nach, die nicht eine Folge der Produktionsverhältnisse, sondern lediglich eine Folge der Gesetzgebung ist. Wir können die Schädigung des Nationalwohlstandes durch die Silberentwerthung auf eine Milliarde und den jährlichen Schaden auf 20 Millionen berechnen. Das sollte doch die Reichsregierung veranlassen, eine Prüfung unserer Währungs-

verhältnisse in Anregung zu bringen; mit der Goldwährung werden wir im Falle einer Finanzkrise oder eines Krieges sofort den Zwangscours haben. Zeitungsnachrichten zufolge veranlaßt die Regierung Erhebungen über den Umfang der Goldproduction, erwünscht wären auch Erhebungen über die Silberproduction. In vielen Orten, so namentlich in Barmen haben die Geschäftsleute mit der Goldwährung schlechte Erfahrungen gemacht. Die Silberwährung ist nicht eine agrarische Frage, sie ist auch eine Frage der Industrie, die an Exportfähigkeit nach den Silberländern in Folge unserer Goldwährung große Summen verloren hat.

Abg. v. Synern (natl.): Die Berechnungen des Vorredners über die Schädigung des Nationalwohlstandes sind ganz willkürlich und bewirken Nichts. Zu bedauern ist nur, daß die Regierung im Jahre 1879 sich nicht entschließen konnte, den Thalervorrath zu verkaufen. Die künstliche Preisfestlegung zwischen Gold und Silber ist auf die Dauer heut zu Tage gar nicht durchführbar. Die Goldwährung hat sich bei uns ganz gut bewährt, geschäftliche Kosten darf man nicht auf Rechnung der Währungsfrage setzen. Deutschland kann in dieser Frage gemeinsam mit England vorgehen. In England haben zahlreiche Geschäftsleute Verbindungen mit Silberländern; England hat also das größte Interesse an der Hebung des Silberwerthes und es wäre wenig klug von uns, wollten wir auf unsere Kosten lediglich für England die Kasernen aus dem Feuer holen. Die deutsche Industrie hält fest zur Goldwährung, wie mir die Handelskammer noch kürzlich mitgetheilt hat und im englischen Parlament hat der Bimetallismus vor wenigen Tagen eine so gründliche Niederlage erlitten, daß man die Kühnheit des Herrn Arendt hier nur bewundern kann.

Minister v. Berlepsch: Eine von mir erlassene Anordnung, über den Umfang und der Art die Goldgewinnung, die durch das Auffinden von Gold in unseren africanischen Besitzungen bedingt war, Untersuchungen anzustellen und ein Gutachten der Bergakademie zu erwirken, ist uthümlicher Weise so gedeutet worden, als habe die Regierung ihren bisherigen Standpunkt zur Währungsfrage geändert. Das ist nicht richtig. Der Zweck dieser Anordnung ist nur, über die Goldgewinnung nicht nach Hypothesen, sondern nach festen, wissenschaftlich erprobten Grundlügen urtheilen zu können.

Abg. Dr. Arendt (freis.) bleibt bei seinen bimetallistischen Ansichten. Die Menge des vorhandenen Silbers ist gar nicht so groß, auch die Silberproduction wird gewöhnlich übertrieben dargestellt. Die Verhandlung im englischen Unterhause ist ein Erfolg der Silberwährungsanhänger, deren Zahl sich dabei größer erwies, als je zuvor. Die Mittheilung der Barmener Handelskammer beweist nichts gegen die Silberwährung, die Elberfelder Handelskammer steht wahrscheinlich auf einem anderen Standpunkt.

Abgeordneter Dr. Meyer-Berlin (deutschfr.) kann einen Grund für die heutige Debatte nicht einsehen; wir können doch keinen Beschluß fassen darüber, was das englische Parlament thun soll. Das Verhältniß zwischen Gold und Silber ist seit den ältesten Zeiten schwankend gewesen und der Rückgang des Silberwerthes seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ein stetiger gewesen. Sehr zu reffend sagte Gladstone, daß ein leichter Schlag genügt, um ein Werk ins Wasser zu treiben, aber 20 Männer sind nicht im Stande das Bier zum Saufen zu zwingen. So ist's auch mit den Münz-Conferenzen. Zusammengekommen sind die Herren, Beschlüsse haben sie auch gefaßt, aber nicht ausgeführt. Saufen wollte keiner! (Heiterkeit!)

Abg. v. Synern (natl.) warnt namentlich die Landwirtschaft vor der Doppelwährung. Die unmittelbare Folge einer Remonitirung des Silbers würde Kündigung zahlreicher ländlicher Hypotheken sein.

Abg. Dr. Frieberg (ntl.) kann dem Standpunkt seines Fraktionsgenossen von Synern nicht ganz zustimmen. Gerade vom Freihandelsstandpunkt aus sollte man den Doppelwährungsbestrebungen entgegenkommen. (Hört! hört!) Es ist bedauerlich, daß die Reichsregierung den Wünschen nach Remonitirung des Silbers so apathisch gegenübersteht. Es ist übrigens nicht richtig, daß früher die Werthschwankungen zwischen Silber und Gold so bedeutend gewesen wären, wie heute. Die Goldwährung ist heute nur nützlich für ein Land mit günstiger Zahlungsbilanz. Allerdings kann Deutschland Schritte in der Währungsfrage nur thun, wenn es die bündigsten Erklärungen und Garantien von England erhält.

Die Debatte schließt. Die Positionen „Hütten“ werden bewilligt.

Bei den Positionen „Salzwerke“ erörtert der Abg. Schulz-Lupik (fr.) die günstigen Verhältnisse der Kalisulfabrikation. Der zwischen der preussischen und anhaltischen Regierung bestehende Kalktrug habe günstig gewirkt. Die Thätigkeit des Bergmannes sei dem Landmann zu Gute gekommen. Vor dem Gebrauch neuer Kalksalze, wie sie jetzt vielfach in den Handel kommen, müsse gewarnt werden; die Landwirthe sollten jedenfalls vorsichtig sein und die Kosten einer Analyse bei solchen neuen Producten nicht scheuen; auch die landwirtschaftlichen Vereine haben diese Pflicht. Der Herr Minister aber möge nicht müde werden, seine Interessen der Landwirtschaft zuzuwenden und für die nöthigen Mengen Kalksalze zu sorgen für billigen Preis.

Minister v. Berlepsch: Der Kalkgewinnung wird allerdings große Aufmerksamkeit zugewendet; gegenüber dem Veruche, die östlichen Gegenden und ihre Landwirtschaft bei der Zufuhr von Kalksalzen durch Staffeltarife zu bevorzugen, haben sich Schwierigkeiten ergeben; nicht minder schwieriger würde es sein, die Kalkgewinnung zu einem Staatsmonopol zu machen. Eine Nothwendigkeit hierfür liegt auch nicht vor, denn die Kalkvorräthe sind eine besondere Eigenthümlichkeit unseres vaterländischen Lebens; allerdings werde ich es mir angelegen sein lassen, diese Schätze möglichst unserer heimischen Landwirtschaft zu erhalten.

Abg. Frhr. von Minnigerode-Rositten (conservativ) dankt dem Minister für sein der Landwirtschaft bewiesenes Interesse.

Die Positionen der „Salzwerke“ werden bewilligt.

Abg. von Minnigerode-Rositten (cons.) kritisiert die Gewerbeberichte (für deren Einrichtung die nöthigen Summen gefordert werden) und hält dieselben für nicht sehr geeignet. Bei den Arbeitern werde bald, wenn nicht alle Entscheidungen zu ihren Gunsten ausfallen, die Meinung entstehen, die Gerichte taugen nichts. Eine zwingende Nothwendigkeit für diese Einrichtung liegt nicht vor. Das Austritt des Minister

gegen die Mitglieder des Reichshilfsvereins scheint wenig zweckmäßig; es müsse den Arbeitern klar gemacht werden, daß sie kein Recht auf Arbeit besitzen.

Abg. Hige (Centr.) bedauert, daß die conf. Partei, die früher Gewerbevereine forderte, jetzt gegen dieselben auftritt. Haben diese Gerichte Mängel, so soll man diese beseitigen, aber wo die Gerichte verlangt werden, soll man sie nicht verweigern.

Abg. Dr. Ritter (sic) ist der Meinung, daß die Errichtung von Gewerbevereinen gegenwärtig ein Wagnis ist, etwas Gutes werde bei diesen Ausnahmegerichten nicht herauskommen; man brauche sie jedenfalls nicht zu provocieren.

Minister von Berlepsch: Wollen wir warten, bis die socialdemokratischen Agitatoren zu Einsiedlern geworden sind, so müssen wir die Angelegenheit ad calendas graecas vertragen.

Minister von Berlepsch: Wollen wir warten, bis die socialdemokratischen Agitatoren zu Einsiedlern geworden sind, so müssen wir die Angelegenheit ad calendas graecas vertragen. Die Angriffe der Vorredner richteten sich nicht gegen die beabsichtigte Einrichtung, sondern gegen das Reichsgesetz.

Hierauf verlagte sich das Haus. Nächste Sitzung Montag 11 Uhr.

Tages-Ordnung: Rest des Berg- u. Etat und Etat der Anstaltungskommission.

Schluß 4 Uhr 15 Minuten.

Vereine u. Versammlungen.

Stiftungsfeier des socialdemokratischen Vereins. Am Sonnabend, den 4. März, feierte der „socialdemokratische Verein für Breslau und Umgegend“ im Saale des Schießwerder sein drittes Stiftungsfeier.

clankengesetz, welchen auch dieser angelegt war. Auf die Zwecke der Arbeitervereine nochmals zurückkommend, erachtet er als Aufgabe derselben, die Kräfte zu sammeln und sich aneinander zu reihen.

Neueste Nachrichten.

Eibersfeld, 3. März. Der Buchdrucker und socialdemokratische Agitator Kunkel, früher in Berlin, jetzt in Solingen, hielt in einer Volksversammlung am 2. October v. J. eine Rede, durch die er sich eine Anklage wegen Beschimpfung der christlichen Kirche auzog.

Unschuldig verurtheilt. Der Bergmann Höffen aus Niederweningen in Westfalen war im vorigen Jahre wegen Sittlichkeitsverbrechens zu einem Jahre Gefängnis verurtheilt worden.

Zur Stichwahl im Wahlkreise Liegnitz. Bis Sonnabend Abend waren für Jungfer (Dfr.) 10 111, für Hertwig (Antij.) 5592 Stimmen abgegeben worden.

Standesamtliche Nachrichten.

Rom 3. März.

Heiraths-Ankündigungen I. Kaufmann Johannes Jistel, kath., Sadowstraße 78, und Emma Seppelt, kath., Domänenplatz 1.

Eheschließungen II. Handlungsgelilfe Hugo Rother, kath., mit Bertha Hild, ev., hier.

Todesfälle III. Ledige Näherin Emma Frühling, 22 J. - Aug. Ste, E. des Arbeiters Wilhelm Schwarz, 11 M.

Breslauer Wochenmarktbericht vom 4. März 1893. In der verfloffenen Woche waren die Märkte wieder härter besetzt, auch die Nachfrage dementsprechend.

Lebendes und geschlachtetes Federvieh, sowie Eier. Auerhahn Stk. 3,50-6,00 M., Auerperle Stk. 3-4,50

M., Stopfgänse 5,50-8 M., gew. Gänse Stk. 2,50-4,50 M., Enten Paar 3,00-5,00 M., Gähnerhahn Stk. 1,50-1,80 M.

Fische und Krebse. Rheinfalm 2,20-2,50 M., Aal Pfd. - - - M., Cabellau Pfd. 40 Pf., Lachs Pfd. - - - M.

Küchen- und Tischbedürfnisse. Tafelbutter Kilogramm 2,60-3,00 M., Schbutter Kilogramm 2,20-2,40 M.

Obst und Südfrüchte. Aepfel 2 Liter 20-50 Pf., Tafelbirnen 2 St. 50-100 Pf., Kochbirnen 2 St. 40-50 Pf.

Feld- und Gartenfrüchte. Weizkohl Mdl. 2,00-4,00 M., Blaukohl Mdl. 1,50-4,00 M., Weißkohl Mdl. 1,50-2,00 M.

Breslau, 4. März. (Antlicher Producten-Märkte-Bericht). Roggen (p. 1000 Sgr.) per März 130,00 B., April-Mai 132,00 B., Mai-Juni 133,00 B.

Breslau, 4. März. Breslauer Meismarkt. Weizen-Ausgangsmehl per Brutto 100 kg incl. Sac 24,00 bis 24,50 M.

Breslauer Marktpreise vom 4. März per 100 Ctr. Roggen weißer 14,80 14,60 14,30 13,80 12,80 12,30

Briefkasten. Wegen Raumangel mußte der Bericht der Volks-Versammlung auf morgen zurückgestellt werden.

Zwei Nothe! Hannover. Der betreffende D. G. ist Christ. Im Uebrigen werden aber derartige Sachen nur als rein geschäftliche Angelegenheiten betrachtet.

Briefkasten der Expedition. Für den Preßfonds gingen ein: Ertrag einer amerikanischen Auction, veranstaltet durch Vereinsmitglieder

Ertrag einer amerikanischen Auction, veranstaltet durch Vereinsmitglieder in Bopelwitz, durch Sandermann, 1,78 M.; Ueberfluß vom Annoncengeiß 1,35 M.

Möbel! **Waaren - Haus** **Möbel!**

M. Luckhardt Nachf.
nur 6, Post-Strasse 6.

Verkauf aller Waaren auf Abzahlung!

Rechtlichkeit des Hauses seit Jahren bekannt.
Ueberraschend großes Lager in
Herren-Garderobe,
Damen Confection, Manufacturwaaren etc.
nur 6, Post-Strasse Nr. 6.

Polsterwaaren!

Für die Leser der „Volkswacht“
Legitimation.
Steuergeld und Miethsbuch
bienen die

Nur beim ersten Einkauf
Anzahlung.

Theater-Nachrichten.

Stadt-Theater.
Montag: Sajazsi. — Gringoire.
Dienstag: Heimath.

Lobe-Theater.
Montag: Singspiel Emanuel Reicher.
Der Salisima.

Feine Salzheringe.
die Mandel von 0,30—1,20 Mk.
Ring 46, im Hofe.

!! Achtung!!
Das beste und billigste Brot, sowie alle anderen Backwaaren liefert die Bäckerei
R. Kursawe.
Posenerstr. 11 a.

Rohtabak
Seydel & Junghans
Breslau,
Carlsstrasse 30 (Gürschel). 452

Bettfedern! **Bettfedern!**
Um jeder Konkurrenz die Spitze zu bieten, verkaufe ich mein grosses Lager **fortiger Betten** zu wahren Sportpreisen; auch offerire ich mein grosses Lager **Bettfedern** von den geringsten bis zu den feinsten Sorten, zu noch **nie dagewesenen** billigen Preisen, und ist hiermit Jedem Gelegenheit geboten, **spottbillig** einzuzukaufen.
Beamte und Wiederverkäufer besondere Begünstigung.
Heinrich Danziger,
Neue Weltgasse 37.

**„Zum“
Propheten**
grösste u. billigste
Kleiderhalle am
Platze.

Zur **Confirmation:**

Anzüge, schon	von 5,00 Mk. an
Blau-Anzüge	7,50
Blau Prima	9,00
Blau-Luch	12,00
Herren-Anzüge	8,00
Eleg. Kammgarn	15,00
Strahlen-Anzug	12,00
Eleganter Anzug	14,00
Blau Cheviot	15,00
Salon-Anzüge	20,00
Sommer-Paletots	7,50
Eleganter Paletot	10,00
Sapriwi, Paletot	13,00
H. flum-Paletots	15,00
Knaben-Anzüge	1,50
Blau eleg. Anzug	3,00
Beinkleider	1,00
Elegant gefärbtes Beinkleid	5,00

empfehle
die grösste und
billigste Kleiderhalle
am Platze
Zum Propheten,
Neuweststrasse 38,
am Königsplatz.

**Socialdemokratischer Verein
für Breslau und Umgegend.**

Wissenschaftliche Abtheilung.
Edlich's Local, „Drei Säulen“, Neumarkt Nr. 8.
Montag, den 6. März, Abends 8 1/2 Uhr, ist folgende Tagesordnung:
Fortsetzung der Geschichte des Socialismus. Lehrer: Genosse Bruno Geiler.
NB. Pflicht der Mitglieder ist, recht pünktlich zu erscheinen. Genossen welche an diesem Kurzus noch theilnehmen wollen, können sich melden.

Seszezimmer Nr. II.
Rücker's Local, Lehndamm 28 (Dahof).
Der Discussionsabend fällt aus.

Seszezimmer Nr. III.
Herwerksstrasse Nr. 47, Gasthof „zum Haben“.
Dienstag, den 7. März, Abends 8 Uhr, ist folgende Tagesordnung:
1. Vortrag des Genossen Redacteur Schöb. 2. Discussion. 3. Anträge und Interpellation.
Gäste haben Zutritt. — Aufnahme neuer Mitglieder.

Gesangsabtheilung.
„Drei Säulen“, Neumarkt Nr. 8.
Mittwoch, den 8. März, Abends von 8 Uhr ab:
Übungsstunde unter Leitung eines tüchtigen Dirigenten. — Aufnahme neuer Mitglieder findet am 1. April statt. — Beiträge zum Verein werden entgegen genommen.

Der Vorstand.

**Socialdemokratischer Arbeiter-Verein
für Breslau (Land).**

Dienstag, den 7. März, Abends 8 Uhr:
Mitglieder-Versammlung
im Locale des Herrn Gutschmann in Böpelwitz.
Tages-Ordnung: 1) Fortsetzung der Diskussion von letzter Versammlung 2) Anträge und Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Bunzlau.

Mittwoch, den 8. März, Abends 8 Uhr:
Mitglieder-Versammlung
des Wahlvereins Bunzlau-Fäben im Gasthof zum goldenen Stern.
Aufnahme neuer Mitglieder.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Thür- und Grabschilder
zu den billigsten Preisen fertigt die Porzellanmalerei von
Carl Guderley Breslau, Fildergasse 3.

Thürschilder von 50 Pf. an. Grabschilder 1,50 Mk. mit eingebraunten Schrift.
Kreuze, Stämme und Kränze billigst.
Bei Einkauf 10% Rabatt. [607]

Über 200 Illustrationen und Kartenbeilagen.
Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

**MEYERS
KONVERSATIONS-LEXIKON**

VIERTE AUFLAGE

Das 1. Heft und das 1. Band liefert jede Buchhandlung zur Ansicht.
256 Hefte à 50 Pfennig. — 18 Heftbündel à 10 Mark.

Ein 1000faches
donnerndes Lebehoch
unserem Freunde und Genossen
Hermann Berner
zu seinem am 6. d. Mts. stattfindenden Geburtstag.
Seine rothen Freunde.

Ein donnerndes Hoch
unserem Freunde
Max Tschimmel
zu seinem heutigen Wiegenfeste
von seinen Freunden vom
Eisenhammer. 618

Der schlechten Geschäftszeit
entsprechend verkaufe ich
**Möbel, Spiegel und
Polsterwaaren** zu spottbilligen
Preisen.
Carl Scholz.
Nur 15, Adlergasse 15.

Stiefel 515.
und Schuhe für Herren
Damen und Kinder,
vorzüglich und billig, bei
M. Thomas,
31 Friedrich Wilhelmstr. 31.

Vereins-Kalender.

Breslau.
Paradeur-Verein der Schuhmacher. Jeden Dienstag nach dem 1. und 15. jeden Monats: Versammlung in Karasch' Local, Ritterplatz 9.
Kranken-Unterstützungs-Bund der Schneider-Deutschlands. (E. S. Braunschweig). Jeden Dienstag Abends 8 Uhr: Kassenabend im Gasthaus „zum roten Löwen“, Kupferstrasse 21. — Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder.
Deutscher Schneider-Verband. Jeden Dienstag Abends 8 Uhr: Kassenabend im Gasthaus „zum roten Löwen“, Kupferstrasse 21. — Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder.

Gesangverein der Steinmehlen. Jeden Dienstag, Abends 1/8 Uhr: Übungsstunde unter tüchtigem Dirigenten in Zabel's Local, Kleine Grosse Gasse No. 15.
Socialdemokratischer Arbeiterverein Breslau-Land-Neumarkt. — Jeden Dienstag, Abends 8 Uhr: Mitgliederversammlung im Local des Herrn Gutschmann in Böpelwitz. — Alles Nähere daselbst.

Haynau.
Arbeiter-Gesangverein „Hebermann“. — Jeden Dienstag, Abends 8 Uhr: Übungsstunde im Gasthof „zum goldenen Löwen“. — Aufnahme neuer Mitglieder.

Die Geschichte der Commune von 1871
von Gissagaray.
2. vom Verfasser durchgesehene Auflage. (K. Band der Internation. Bibliothek.
Preis 3,00 Mk.
zu beziehen durch die Expedition dieses Blattes.

Stehendes Heer **oder** **Volkswehr.**

Rede von Aug. Bebel,
zur
gegenwärtigen Militärvorlage
gehalten in der Reichstagssitzung
vom 13. December 1892.

Amtlicher stenographischer Bericht.
Preis 10 Pfennig.